Ein deutscher Leinweber.

Zeit- und Lebensbilder

aus der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts

von

Ludwig Storch.

Zweite Abtheilung

Karl von Spanien.

Roman in drei Theilen.

Vierter Theil.

Ausgewählte

Romane und Novellen

von

Ludwig Storch.

Siebenundzwanzigster Band:

Ein deutscher Leinweber.

Achter Theil.

Leipzig,
Ernst Keil.
1861.

Ein deutscher Leinweber.

Zeit- und Lebensbilder
aus der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts

von

Ludwig Storch.

Zweite Abtheilung.

Karl von Spanien.

Roman in vier Theilen.

Vierter Theil.

Leipzig,
Ernst Keil.
1861.

Romane und Novellen

Karl von Spanien.

Roman in vier Theilen

von

Ludwig Storch.

Vierter Theil.

1.

Kaiser Maximilian in Augsburg.

Die Reichsstände versammelten sich zu Anfang des Monats Juli in Augsburg zu dem vom Kaiser ausgeschriebenen Reichstag. Von allen Seiten große Zuzüge der weltlichen und geistlichen Fürsten mit ihrem pomphaften Gefolge, das oft das Aussehen eines kleinen Heeres hatte; die Abgeordneten der freien Städte; die Gesandtschaften der Könige von Frankreich, von Spanien, von Ungarn und Böhmen, trafen nach einander ein, dazwischen Adlige von allen Rangstufen und Farben, von der reichen Reichsritterschaft an bis zu den armen und brutalen Wegelagerern herab; Mönche von allen Orden, vornehme und gemeine Kleriker; Künstler und Gelehrte, Bürger der benachbarten Städte, Kauf- und Handelsleute, vorzüglich aus Welschland und den Niederlanden; Gaukler, Bänkelsänger, Pfeifer und Possenreißer, Magister der freien Künste und fahrende Schüler, Zigeuner, Diebe, Bettler, abgedankte brotlose Landsknechte, Bauernvolk; vornehme Frauen, Courtisanen, Lautenschlägerinnen und Bettelsängerinnen und sonstiges lüderliches Weibsvolk, das mit seinem Körper ein schmachvolles Gewerbe trieb. Die steigende Unordnung im Reiche, die vielfachen widrigen Fürstenhändel, die Macht der neuen Ideen, welche alle Köpfe ergriffen hatte, die ihnen Widerstrebenden nicht minder, als die ihnen Huldigenden, die gewaltigen Rüstungen, welche von beiden Parteien zum geistigen Kampfe, der bald auch ein leiblicher zu werden drohete, gemacht wurden, die durch die kühnen Worte des Wittenberger Augustinermönchs noch höher gesteigerte

Aufregung, die große Theuerung, durch fortdauernde schlechte Ernten erzeugt, und endlich die durch das ganze deutsche Volk gehenden wunderbaren Prophezeihungen bevorstehender großer Umwälzungen in Kirche und Staat, und daß dies des Kaisers Maximilian letzter Reichstag sei, bewirkten einen so ungeheuren Zusammenfluß von Menschen in der alten Reichsstadt, wie sie noch keinen erlebt hatte. Durch alle Menschen ging das Gefühl, bei den Einen dunkler, bei den Andern klarer, bei Vielen bis zur Ueberzeugung gesteigert, daß es so wie bisher im Reiche und in der Kirche nicht fortgehen könne; die Welt empfand den Druck der Bande einer bösen Krankheit, die wie ein Alp auf den Geistern lastete; sie fühlte aber auch den mächtigen Drang nach Gesundheit und wurde sich des jungen frischen Triebes der Genesung bewußt, welcher, von Tag zu Tag stärker werdend, die Krankheitsstoffe aus dem Körper auszustoßen sich anschickte. Die bösen Geister der Krankheit klammerten sich zu gleicher Zeit immer fester an. Die stille, aber furchtbare Gährung ging durch alle Schichten der Gesellschaft; am wildesten arbeitete sie, wo die Kräfte am rohesten waren, in der untersten Schicht; aber gerade hier wußte Niemand klar, wie eigentlich zu helfen und zu bessern sei; man hatte nur das Gefühl, daß der Druck unerträglich sei und daß man ihn abwerfen müsse. Wie nun in dem grausam geknechteten Landvolk die stille Empörung der Gedanken vorzüglich auf das unnatürliche weltliche Regiment gegen Fürsten und Adel gerichtet war, während es meist noch tief in den Banden des Aberglaubens verstrickt lag, den Papst in Rom gleich Gott verehrte und sich von der listigen Pfaffheit leiten ließ, so war in den obern Schichten die Richtung gegen den Papst und die verderbte Kirche vorherrschend. Dort war das leibliche Element maßgebend, hier das geistige, ganz den verschiedenen Bildungsgraden angemessen. Hätte

Kaiser Maximilian Einsicht, Kraft und Muth gehabt, sich an die Spitze der geistigen Bewegung zu stellen und der von Rom ausgehenden frech geschminkten Lüge entschieden entgegenzutreten, Deutschland würde das alte unwürdige Joch abgeschüttelt und, von einem hohen gemeinsamen Interesse erfaßt, zu einer unbesiegbaren moralischen Stärke zusammengewachsen sein. Hätte es dieses persönlich so liebenswürdige Reichsoberhaupt auch noch über sich vermocht, sich des gemißhandelten Volks anzunehmen, es von den Fesseln zu befreien, die ihm Fürsten, Adel und Pfaffen geschmiedet hatten, und es der Ausbildung entgegen zu führen, zu welcher seine hohen und schönen natürlichen Anlagen berechtigten, hätte der Kaiser auf diese Weise das geistige und leibliche Interesse Deutschlands, die Bedürfnisse des ganzen deutschen Volks gefördert und zur Befriedigung gebracht, es wäre ein einiges großes herrliches Deutschland erstanden, der mächtigste Staat Europa's, die entscheidende Macht im Kampf der Weltgeschicke, und er selbst, dieser menschenfreundliche herzengewinnende Kaiser, strahlte als einer der größten Wohlthäter der Menschheit in der Weltgeschichte; er wäre der Gefeiertste von allen, welche je die deutsche Königskrone getragen haben, und Kunst und Poesie hätten ihn für alle Zeiten verherrlicht. Und wenn er auch die Wünsche und Bestrebungen der Bauern, die sich mit so großem Vertrauen und mit so rührender Bitte an ihn wandten, für zu gering geachtet hätte, die gerechte Nachwelt würde es ihm verziehen haben, wenn er nur jetzt noch den Aufschwung der Geister gegen die verhöhnende Knechtung des Papstes begünstigt und ihm den gesetzlichen Ausdruck verliehen, wenn er sich jetzt nur noch allen Ernstes erinnert hätte, daß er das Oberhaupt des den geistigen römischen Despotismus verschmähenden deutschen Volkes sei, es wäre noch Alles gut geworden. Aber der unglückselige Mann, an den die Zeit so gewaltige

Anforderungen stellte, hatte auch jetzt nichts weiter im Sinne als die Vergrößerung seines Hauses. Die Selbstsucht, die Triebfeder aller seiner Handlungen von seiner Verbindung mit der burgundischen Maria an, verließ ihn auch jetzt nicht, wo die Mahnungen des Zeitgeistes immer ernster und dringender an ihn gelangten. Der Reichstag in Augsburg hätte der entscheidende Moment werden müssen, wo Maximilian sich für die geistige Bewegung Deutschlands gegen den kirchlichen Despotismus Roms erklärte, statt dessen vereinigte er sich mit dem Papste, um dadurch einem seiner Enkelsöhne die Nachfolge auf dem deutschen Throne zu sichern. Der leitende Gedanke seines Lebens verließ ihn auch jetzt im wichtigsten Augenblick nicht, wo alle persönlichen Interessen hätten schweigen und die große Sache Deutschlands ihn allein hätte erfüllen sollen. Die Größe, die Macht, der Glanz des österreichischen Hauses ging ihm weit über die moralische Größe, die geistige Macht und den Glanz der Freiheit Deutschlands, und er bedachte nicht, daß Oestreich durch ein großes Deutschland auch erst wahrhaft groß geworden wäre. Während die erregten und entflammten Geister, mit großen und kühnen Gedanken der Freiheit vom Glaubensjoch schwanger, nach Augsburg pilgerten und hier endlich die Lösung des immer verworrener gewordenen Knäuels der alle Gemüther beschäftigenden Angelegenheiten erwarteten, kam er nur mit den alten romantischen Plänen der Wiedereroberung Konstantinopels und Jerusalems und der Krönung des Königs von Spanien zum deutschen Könige; ja er ging so weit, gegen seine Umgebung zu behaupten, Alles, was er in seinem Leben erstrebt, sei fruchtlos und zerfalle zu nichts, wenn er nicht jetzt das Eine noch erlange, daß sein Enkel Karl zum deutschen König erwählt werde. Anfangs war er für Ferdinand gestimmt, ihm wünschte er die deutsche Krone zuzuwenden; aber die Männer, mit denen er sich

darüber berieth, stellten ihm vor, daß Deutschland eines mächtigen Herrn bedürfe, und daß es der Macht Oestreichs ersprießlicher sein würde, wenn alle Kronen das eine Haupt schmückten. Aus dem Grunde der Machtvereinigung habe auch der König Ferdinand der Katholische den ihm unbekannten Karl dem von ihm so sehr geliebten Ferdinand vorgezogen. Und als nun der kleine spanische Ferdinand selbst nach Innsbruck kam, fand der Kaiser so wenig Wohlgefallen an der Persönlichkeit desselben, daß er von nun an nur für Karl zu wirken beschloß.

Maximilian kam mit dem Erzherzog Ferdinand und großem prächtigen Gefolge nach Augsburg. Er liebte es auf den Reichstagen mit Pomp in seiner Umgebung aufzutreten, während er selbst für gewöhnlich edle Einfachheit liebte. Um diesmal dieser Leidenschaft zu genügen, hatte er in Innsbruck Schulden machen müssen; denn der Rentmeister hatte ihm zum großen Verdruß gemeldet, daß der kaiserliche Seckel wieder leer sei. Niemals lernte Maximilian wirthschaften, und schwerlich ist ein gekröntes Haupt mehr von seinen Leuten betrogen worden als der gutmüthige, stets verzeihende, keinen Diebstahl streng ahnende ritterliche Max. Jetzt meinte er lachend, wenn sie nur erst glücklich Augsburg erreicht hätten; dort werde der wackre Jakob Fugger schon helfen.

Als er in Augsburg mit großem Gepränge einzog, fiel Allen seine zusammengebrochene Gestalt auf. Er war doch noch kein Greis, erst neunundfunfzig Jahre alt und stets der gesundeste und stärkste Mann des ganzen Reichs gewesen, abgehärtet, ein robuster Krieger und Jäger; aber er war der Max von sonst nicht mehr. Das einst volle Haar flog dürftig um seine Schläfe, seine Züge waren verfallen, ein wehmüthiges Lächeln zitterte über sie, wie die scheidende Herbstsonne über eine entlaubte Landschaft. Auch wurde ihm der geheimnißvolle Schrein wieder nach=

gefahren, in welchem das Volk kostbare Schätze vermuthete, von denen sich der Kaiser nicht trennen könne. Daß es sein Sarg sei, wollte Niemand glauben. Er kam nicht in heiterer Stimmung in die ihm so liebe Stadt, und der glänzende geräuschvolle Empfang der Stände, des Magistrats und des Volks gab ihm die alte glückliche Laune nicht zurück. Von dem ganzen zahlreichen Geleit, das ihn bis zur Pfalz gebracht hatte, ließ er nur einen Mann zu sich bitten in aller Stille — Jakob Fugger. In das Kloset beschieden, sah der Leinweber den Kaiser mit den Mienen trüber Resignation am Fenster stehen und, wie es schien, in tiefe Gedanken versunken. Ein heller Schein flog über seine Züge, als er den alten Freund vor sich sah; er reichte ihm die Hand. Fugger blickte bekümmert in das Angesicht des geliebten Fürsten; es war ihm, als sähe er es feucht in Maximilians Augen schimmern.

„Jokob," sagte der Kaiser wehmüthig weich, „heute seh' und fühl' ich zum erstenmal, daß wir alt geworden sind."

„Ach, mein gnädigster Herr, wir haben noch eine Strecke zum Alter, und Ew. Majestät eine längere noch als ich."

„Du irrst, Meister Jakob. Ich bin Dir plötzlich vorausgeeilt und weit voraus, weit, sodaß ich fast am Ziele stehe. Der Kummer und die Sorge haben mich so vorwärts gepeitscht. Du wirst auch von der Prophezeihung gehört haben, die durch das ganze Volk geht: Augsburg beherberge den Kaiser Max zum letztenmal. Die Sonnenfinsterniß am 7. Juli soll meinen Tod bedeuten."

„Pah! Altweibergeschwätz! Welcher Mensch kennt Gottes Rathschluß. Ich habe derlei Weissagungen immer als thörichten Menschenwitz verlacht."

„Nicht ich, Jakob. Es hat Gott nicht nur gefallen, die Menschen durch Zeichen und Wunder zu warnen, er hat auch manchen Menschengeistern vergönnt, einen Blick in die Zukunft zu thun und diesen Auserwählten in bedeutungsvollen Bildern zu zeigen, was er beschlossen hat. Ich habe davon in meinem Leben vielfache Beweise. Du weißt, wie oft ich zu Land und zu Wasser, zu Berg und zu Thal, im Kriege und auf der Jagd in Lebensgefahr war, und wie ich meist nur auf wunderbare Art gerettet wurde. Sieh und fast jedesmal wurde ich vorher auch auf wunderbare Art gewarnt vor der Gefahr. So weiß ich denn auch, daß die Prophezeihung von meinem nahen Ende kein müßiges Geträtsche ist. Ich fühle es im innersten Lebensmark, ich ahne es in der Seele, daß der Prophet, der sie zuerst ausgesprochen, Recht hat: ich bin zum letztenmal in Augsburg! — Laß es gut sein, Jakob; ich bin auf mein Abscheiden vorbereitet. Seit vier Jahren begleitet mich mein Sarg auf jeder Fahrt, es ist ein schlichter Schrein, angemessen dem schlichten tyroler Gemsenschützen, der darin ausruhen soll von viel Mühe und Plage, von viel Angst und Noth, die auf ihn eingestürmt von Jugend an bis zu seiner letzten Stunde." — Er hielt inne, seine Stimme war weich und zitternd geworden, sein schönes mildes Auge hatte sich mit Thränen gefüllt. Fugger ergriff stumm die Hand des Kaisers; Blick und Geberden des edeln Leinwebers sagten mehr als alle Worte.

„Ich hab' es stets gut und ehrlich gemeint mit jedem Menschen und mit dem ganzen Reiche," fuhr der Kaiser fort, „aber die meisten Stände haben's nicht erkennen wollen, die Fürsten insbesondre gar nicht, und sie haben mir heimlich die Wege verlegt, die ich offen ging. Fast alle meine guten Anschläge haben sie verhindert. Soll ich über die Franzosen und Venetianer klagen, da mir's die

Deutschen viel schlimmer gemacht? Was ist die Frucht von fünfundzwanzig Jahren, die ich dem Reiche vorgestanden? Daß Gott sich erbarme! Ein armselig verkrüppeltes essigsaures Früchtlein —"

„O! Ew. Majestät schlägt die Frucht Eurer Thaten zu gering an!" rief Fugger eifrig. „Auch steht ja Alles erst in Blüthe, die dereinst die schönsten Früchte verspricht. Die Erwerbung der Niederlande und Spaniens werden dem deutschen Reiche Früchte tragen, wie es noch keine gesehen hat. Darum muß aber auch das Regiment des Reichs bei dem Hause Oestreich bleiben; denn nur dadurch kann es sich einst dieser in Hoffnung stehenden Früchte erfreuen."

„Und das gerade machen sie mir zum Vorwurf," sagte Maximilian bitter lächelnd, „ich soll das Reich zum Besten meines Hauses verwahrlost haben. Die Narren! Ich habe Oestreich groß gemacht, um durch ein großes Oestreich das Reich groß zu machen. Und nur Karl von Spanien wird als Kaiser dem Reiche nützen können. Je größer die Macht seines Hauses, desto größer die Kraft des deutschen Kaisers. Freilich paßt das nicht in den Kram der Fürsten. Einen armen Strohmann wollen sie zum Kaiser, der bei ihrem Mitleid, bei ihrer Gnade um das tägliche Brot betteln gehen soll. Und in dasselbe Horn bläst der Papst und die übermüthige gefürstete Pfaffheit. Klein und ohnmächtig soll der Kaiser sein, damit die Römlinge in Deutschland nach Belieben schalten und walten können. Deshalb ist das kecke Mönchlein in Wittenberg gar kein unrechter Mann, den wir wol zur gelegenen Zeit brauchen können gegen die Eingriffe Roms in unser Regiment."

„Ihr werdet doch dem Doktor Luther nicht Recht geben wollen?" rief Fugger schmerzlich erstaunt. „Das scheint mir ein frecher Patron, der keine Scheu und Ehrfurcht

vor dem Heiligsten hat und am Ende doch weiter nichts will, als selbst Päpstlein spielen.“

„Nicht annehmen will und kann ich mich seiner. Ich brauche den Papst und darf es nicht mit ihm verderben. Der Papst predigt den Türkenkrieg und verspricht den Zehnten der geistlichen Güter dazu zu verwenden. Wenn er nur Wort halten wollte. Du weißt die Vertreibung des Türken ist der höchste Wunsch meines Lebens gewesen. So lang der Türk in Konstantinopel sitzt und uns niederwerfen kann, wenn es ihm beliebt, wird das deutsche Reich nicht zu der Macht und dem Ansehen gelangen, die ihm gebühren. Der Türk muß von uns niedergeworfen und vertrieben werden; Christus muß angebetet sein auf der ganzen Erde, und wie der Papst in Rom, so muß der Kaiser in Konstantinopel herrschen. Der Türkenkrieg muß unternommen werden. Ihn hab' ich im Ausschreiben zu diesem Reichstag als die Hauptaufgabe desselben gestellt. Dazu müssen Kaiser und Papst einig sein. Versteh' mich also recht: der Wittenberger Mönch ist nur dazu zu brauchen, um dem Papst zur rechten Zeit einen Dämpfer aufzusetzen, wenn er nicht Wort halten sollte in Bezug auf die gesammelten Gelder zum Türkenkrieg, wenn er überhaupt mir über die Hörner wachsen zu wollen sich anschicken sollte. Weiter geht mich der Wittenberger nichts an. Der Kurfürst von Sachsen mag ihn warm halten. Und um den Türken zu vernichten, wenn mich der Tod bald hinwegrafft, muß mein Enkel Karl Kaiser sein; er muß von den Kurfürsten jetzt auf dem Reichstage zum deutschen Könige erwählt und gekrönt werden. Das ist die zweite Hauptaufgabe dieses Reichstags, welche aber mit der ersten innig verbunden und gleichsam eins ist. Aber um die deutsche Krone auf Karl's von Spanien Haupt zu bringen, bedarf ich wiederum der Hülfe des Papstes. Schon ist hie und da von den widerspenstigen

Ständen das Bedenken laut geworden: ich selbst sei ja nur deutscher König, habe mir zwar den Titel als Kaiser zugelegt, sei als solcher aber nicht vom Papst gekrönt. Dagegen kann ich nichts einwenden. Also will und muß ich mich noch krönen lassen, um das Werk, welches die Aufgabe meines Lebens ist, noch vor dem Schlusse desselben, so viel an mir ist, zu fördern, da ich es doch nicht vollenden kann."

„So will Ew. Majestät nach Rom ziehen?"

„Wenn es sein muß, ja! Doch will ich versuchen, ob mir der Papst nicht den halben Weg entgegen kommt, oder ob er mir nicht einen Kardinal schickt, der die Krönung in seinem Namen vollziehe. Ich muß für Karl noch Alles thun, was ich vermag, und was ich für ihn und mein Haus thue, das thue ich für das Reich, für Deutschland."

„Ew. Majestät ist der beste Vater, der edelste Mensch!" rief Fugger mit schöner wahrer Begeisterung. „Und das ärgert mich am meisten, daß sie das nicht anerkennen wollen!"

„Laß sie, die Herzlosen! Sie wollen einen Kaiser, dem die Liebe für die Seinigen, das schönste Gefühl, die reinste Tugend fremd ist. Aber ich werde mir wahrlich nicht von ihnen wehren lassen, meine Enkelkinder zu lieben und Glanz und Macht des Hauses Oestreich nach Kräften zu mehren. Karl steht in Unterhandlung mit dem Könige von Frankreich, wegen seiner ehelichen Verbindung mit der Tochter desselben Louise; die Vermählung mit der Prinzessin Renate, der Tochter des verstorbenen Königs Ludwig XII. ist aufgegeben; durch Louise binden wir den heißköpfigen König Franz fester an das östreichische Interesse. Er kann uns dann nicht mehr deutsche Reichsfürsten abspenstig machen, wie neuerlich noch den pfälzer Kurfürsten und die Brandenburger, die ich mit Mühe wieder

gewonnen habe. Karl hat ihm den Güldnen-Vließorden geschickt und den Orden des heiligen Michael von ihm erhalten. Ich denke, wir sind auf dem besten Wege, endlich Oestreich und Frankreich dauernd zu versöhnen. — Ferdinand soll bald der Gemahl der kleinen ungarischen Anna werden und wird sich dadurch, falls der zarte schwächliche König von Ungarn und Böhmen frühzeitig mit Tod abgehen sollte, den Weg zu diesen beiden Kronen bahnen; von mir erhält er die östreichischen Erblande. Die Erzherzogin Eleonore wird in diesen Tagen die dritte Gemahlin des Königs Emanuel von Portugal, und mit der kleinen Erzherzogin Katharina in Spanien, die ich noch nicht kenne, denke ich den harten und stolzen Kopf des alten Kurfürsten von Sachsen und seinen Bruder den Herzog Johann zu gewinnen. Ich stehe in Unterhandlung mit ihnen wegen einer Vermählung des jungen Kurprinzen von Sachsen Johann Friedrichs, Johanns Sohn, mit Katharina und gedenke sie auf diesem Reichstage zum Schluß zu bringen. Diese Sachsen muß ich durchaus an das östreichische Interesse fesseln, damit mir ihre Kurstimme für Karl nicht entgeht. Dann sind meine Kinder alle versorgt und wahrlich nicht zum Schaden Oestreichs. Meine Tochter die Erherzogin Statthalterin in den Niederlanden kann ich leider nicht vermögen durch eine nochmalige Vermählung den Glanz unsres Hauses zu vermehren, obgleich Lebensalter und Schönheit sie dazu befähigen, ja berechtigen."

„Ihr habt genug des Glanzes auf Euer Haus gehäuft, mein Kaiser, und Euere Nachkommen werden Euch segnen nach Jahrhunderten. — Der junge Weiß-Kunig wird im Andenken der Menschen allzeit fortleben" *).

---

*) Maximilian hatte seinem Geheimschreiber Treizsaurwein einen historischen Roman diktirt, ein Gegenstück des Theuerdank, des-

„Noch etwas drückt mich, Jakob. — Das Schicksal des Knaben, das ich Dir anvertraute. Ich fühle mich nicht frei von Schuld hinsichtlich seiner; ja, alter Freund, ich fürchte, wir haben zusammen eine Sünde begangen. Hast Du noch keine Spur von ihm entdecken können?“

„Nicht die mindeste!“ versetzte Fugger kleinlaut. Auch ihm schlug das Gewissen.

„Meine Ahnung hat mich damals nicht betrogen, als ich Dich bat, das Kind zu sichern. Den untergeschobenen Buben haben sie nach Spanien zu der wirrsinnigen Königin geführt, und Karl hat jetzt mit ihm vor, ihm ein Erzbisthum zu geben. —“

„Ich weiß, ich weiß!“ nickte Fugger verlegen. „Mein Sohn Marx von Bübenhoven hat es mir in dem Briefe geschrieben, den mir der Kämmerer des Erzherzogs Ferdinand mit aus Spanien gebracht.“

„Derselbe Kämmerer Vivian de la Chaux hat mir die saubre Geschichte enthüllt.“

„Wir müssen das tiefste Geheimniß darüber zu erhalten suchen, sonst gibt es ein Gespötte in Augsburg und weiter. Der Bub ist ja meines Knechts Veit Pathe und das Kind eines meiner ärmsten Weber in der Fuggerei.“

„Daß uns aber auch der rechte Knabe durch die Lappen ging!“ seufzte der Kaiser. „Mir war immer als drohe von dieser Seite mir und meinem Hause ein Unglück, wie ja schon ein grenzenloses daher gekommen. Wer weiß, wer weiß, was noch geschieht!“

„Gott und die Heiligen wollen es gnädig verhüten!“ sprach Fugger feierlich und faltete die Hände. Auch seiner

---

sen Held er selbst unter dem Namen des „jungen Weiß-Kunigs“ ist, sein Vater heißt darin der „alte Weiß-Kunig.“ Der Tod verhinderte ihn an der Herausgabe des Buchs.

hatte sich ein banges, peinliches Gefühl bemächtigt, und mit diesem verabschiedete er sich von dem geliebten Herrn.

„Geh heim,“ sagte dieser, „und schicke mir bald ein paar tausend Goldgülden. Ich bin wieder einmal mit leeren Taschen nach Augsburg gekommen und muß bei Dir borgen, wie schon öfter.“

„Ihr sollt sogleich fünftausend Gulden haben. Oder wollt Ihr mehr?“

„Es ist genug vorläufig,“ versetzte Maximilian durch die Aussicht auf baares Geld wieder heiter gestimmt, und Jakob Fugger verließ die Pfalz.

2.

Ulrich von Hutten in Augsburg.

Der päpstliche Nuntius kam nach einigen Tagen in Augsburg an, um die Interessen des heiligen Vaters auf dem Reichstage zu vertreten und dem Kaiser eine Hülfe zu sein in seinen schwierigen Verhandlungen mit den Fürsten. Und wahrlich diese droheten sehr schwierig zu werden. Die Stände kamen fast alle mit der Ueberzeugung nach Augsburg, daß die Dinge im Reiche nicht mehr so fort gehen könnten, wie zeither. Das Reichskammergericht hatte schon wieder seine Wirksamkeit verloren; kein Kurfürst wollte sich ihm unterwerfen. Die Unordnung nahm überall auf eine erschreckende Weise überhand. Die faustrechtliche Fehde war fast in allen Provinzen Deutschlands wieder im Schwunge; der Schwächere unterlag der brutalen Gewalt des Stärkern, aller Hülferuf an Kaiser und Reich verhallte vergebens. Wer sich nicht selbst helfen konnte, war verloren. Fürsten und Adel, Fürsten und Städte lagen in blutigem Hader miteinander, und diese

bösen Dinge hatten den Anschein, als sollten sie immer schlimmer werden.

Der Ablaßkram hatte alle Gemüther empört, und das kräftige Auftreten des Lehrers an der Wittenberger Universität ein allgemeines Beifallsjauchzen erzeugt. Aber auch die Klerisei war gegen den Papst eingenommen. Von dem Lateranconcilium im Anfang des vorigen Jahres hatte er das Zugeständniß des Zehnten von allen Kirchengütern in der ganzen Christenheit zu erlangen gewußt unter dem Vorwand einer Steuer zum baldigen Türkenkrieg, in Wahrheit aber, um seine von maßloser Verschwendung geleerten Kassen wieder zu füllen zu neuer Verschwendung. Alles war gegen den Papst, und plötzlich sah man den Kaiser nach langer Trennung mit dem Papste vereinigt. Das machte einen üblen Eindruck. Die Persönlichkeit des päpstlichen Legaten vermehrte ihn. Dieser war der Kardinal Thomas de Vio, genannt Cajetano, Dominikaner und eifriger Vertheidiger der päpstlichen Vorrechte, ein eitler prunksüchtiger Mensch, der in Augsburg mit dem Pompe eines Königs auftrat und auf eine Huldigung Ansprüche erhob, die den Spott herausforderten. Und es fehlte nicht an Spöttern in Augsburg; es war ihrer eine hübsche Zahl aus dem Reiche zusammengekommen, und auch der kräftigste fehlte nicht, Ulrich von Hutten. Er war im Gefolge des Kurfürsten von Mainz gereist und begrüßte mit treuherziger Innigkeit die alten Freunde. Ueberall wurde er mit Jubel aufgenommen; die Herzen und die Thüren thaten sich ihm gleich weit auf. Man freute sich über sein gesundes Aussehen, und in der That war er durch das von Jakob Fugger besorgte und von dem kurmainzischen Leibarzt Stromer, seinem Freund und Verehrer, ihm verordnete und präparirte Medikament, den Trank von Guiak (Franzosenholz) von seinem langjährigen bösen Uebel geheilt. Aller Augen waren in Augs-

burg wieder auf ihn gerichtet; alle Fremden drängten sich heran, ihn kennen zu lernen; er galt den Meisten für eine wichtigere Person als der prunkhafte Cajetan, als irgend ein Fürst, als der Kaiser selbst. Das machte die überwältigende Kraft der Wahrheit, die aus seiner Feder geflossen war. Zwar hatte er in Mainz nicht viel schaffen können; seine Reise nach Paris und das geräuschvolle Hofleben waren seiner Muse nicht zuträglich gewesen. Auch jetzt war er kaum von einer Reise nach Magdeburg und Halle im Gefolge des Kurfürsten zurückgekehrt. Aber zu Ende des vorigen Jahres hatte er noch auf seiner väterlichen Burg, dem Steckelberg, eh er nach Mainz übergesiedelt war, ein altes Buch neu herausgegeben, das durch seinen Inhalt, noch mehr aber durch Huttens Dedikation desselben an den Papst Leo abermals das größte Aufsehen machte und die Aufregung der Gemüther um ein Bedeutendes steigerte. Dies war eine Schrift eines edeln Römers aus dem vorigen Jahrhundert, Laurentius Valla, worin bewiesen war, daß die Behauptung der Päpste, der erste christliche Kaiser, Konstantin der Große, habe der Kirche unter dem Namen eines väterlichen Erbtheils des Apostels Petrus diejenigen Länder in Italien geschenkt, welche nachher den Kirchenstaat ausmachten, eine erlogene sei. Dieses Buch war natürlich vom Papst verdammt und möglichst unterdrückt worden. Aber ein Exemplar kam in Ulrich's Hände, und er beeilte sich, das Werkchen neu drucken zu lassen. Seiner Kühnheit setzte er dadurch die Krone auf, daß er dem Werkchen eine Dedikationsepistel an den Papst Leo vordrucken ließ, die das Stärkste enthielt, was bis jetzt über die Sünden der Päpste öffentlich bekannt gemacht worden war. Ein solches Unterfangen hatte alle Welt in starres Erstaunen versetzt; denn er nannte die Päpste in dieser Epistel „Diebe, Mörder, Straßenräuber und Tyrannen, von deren Verbrechen man gar nicht genug

sagen könne, Feinde der ganzen Menschheit, Feinde der gesammten Christenheit, Menschen, die die Schätze aller Länder an sich gerissen und ihnen dafür das härteste Joch aufgebürdet, Könige vom Throne gestoßen, die Unterthanen ihres Eigenthums beraubt, sich Nachfolger Christi genannt und doch von allem, was Christus zu thun befohlen habe, nichts gethan hätten." In Bezug auf den Ablaßhandel hatte er, noch nichts wissend von Luther's Schritt, zum Papst gesagt: „Deine Vorfahren waren es, die in den Sünden andrer Menschen und selbst in den Strafen der Sünden noch nach dem Tode eine Gelegenheit fanden, Beute zu machen." In diesem schonungslosen derben Tone war die ganze Epistel geschrieben; die Päpste wurden der Simonie angeklagt; sie hätten die ersten geistlichen Würden um hohe Summen feil geboten und sich nicht begnügt etwa jährlich eine Steuer auszuschreiben, sondern ihre Boten, so oft es ihnen beliebt, bald aus dieser, bald aus jener vorgeschützten Ursache nach Deutschland geschickt, um Geld zu holen. Dennoch hätten sie „heilige Väter" genannt sein und nicht dulden wollen, daß etwas gegen ihr Thun und Treiben gesagt werde. Den Papst Julius II., Leo's Vorgänger, nannte er einen Mann, der die verderblichsten Kriege angezettelt habe, und schilderte den schlechten Charakter desselben mit den stärksten Farben.

Diese Schrift war in Augsburg verschlungen worden. Die meisten deutschen Fürsten hatten sich daran gelabt, weltliche und geistliche; denn auch die Letztern sahen es gern, daß dem Papste auf so derbe Weise die Wahrheit gesagt wurde; der Kaiser selbst hatte seiner vertrauten Umgebung seinen Beifall darüber zu erkennen gegeben, und beim ersten Besuch, welchen ihm der Kurfürst von Mainz in Augsburg abstattete, sprach er sich fein lobend über den Ritter aus und rühmte den Kurfürsten, daß er ihm eine unabhängige Stellung gegeben. Hutten selbst

überreichte dem Kaiser eine feurige Rede, „Ermahnung an die deutschen Fürsten zum Krieg gegen die Türken,“ worin er zwar dem Lieblingswunsche des Kaisers mit dichterischer Begeisterung das Wort redete, zugleich aber keck behauptete, der Kirchenzehnten sei keineswegs für den Türkenkrieg, sondern für die Befriedigung der päpstlichen Gelüste bestimmt, und worin er so heftig gegen den römischen Hof auftrat, daß seine besten Freunde vom Druck abriethen. Auch wurden diese starken Stellen von den Secretairen des Kaisers, als bestellten Censoren, vor dem Druck der Rede gestrichen.

Der päpstliche Legat, Kardinal Cajetan, ließ sich den Ritter von Hutten vom Kurfürsten von Mainz vorstellen und benahm sich sehr diplomatisch gegen ihn; in die feinste Schmeichelei über Hutten's Dichter- und Schriftstellerruhm ließ er blos die Bemerkung einlaufen, der längere Aufenthalt an dem prachtvollsten Fürstenhofe Deutschlands werde ja wol seine jugendliche Hitze etwas dämpfen und ihn die Dinge dieser Welt in ihrer wahren Gestalt erkennen lassen, sodaß er, der Kardinal, hoffe, auch ihn bald zu dem Wahlspruch aller Billigen sich bekennen zu sehen, „leben und leben lassen.“

In Augsburg traf Hutten den reichen und tapfern Ritter Franz von Sickingen wieder, dessen Bekanntschaft er am Pfingstfeste in Mainz gemacht hatte. Sickingen war sieben Jahre älter als Hutten und stand jetzt im achtunddreißigsten Lebensjahre. Einer der charakterkräftigsten, edelsten und geistreichsten Männer jener an großen Persönlichkeiten nicht armen Zeit, hatte er in kurpfälzischen Diensten sich zum tapfern, kenntnißreichen Krieger gebildet und bereits mehrfache Fehden mit hohen Adligen und Fürsten am Rhein bestanden, und als glühender Feind der römischen Anmaßung und Heuchelei, wie des ganzen scheußlichen Pfaffenunwesens in Deutschland, und in dem-

selben Grade Verehrer der Gelehrten und Humanisten, war er zu Pfingsten nach Mainz gekommen, um die Bekanntschaft der berühmten Gäste des Kurfürsten, vorzüglich aber Ulrich's von Hutten zu machen. Hier hatten sie schon ihre Ideen mannichfach ausgetauscht, und sie waren als Freunde geschieden. Sickingen war von der stürmischen Begeisterung Hutten's für die sittliche und politische Erhebung Deutschlands hingerissen worden; aber auch Hutten hatte manches von Sickingen angenommen. Sickingen war durch und durch deutscher Edelmann in der schönsten und sittlichsten, ja in einer fast idealen Bedeutung des Wortes, und er hegte die unerschütterliche Ueberzeugung, daß der schier grenzenlosen Verwirrung und all den unsaglichen öffentlichen Uebeln in Deutschland nur durch eine sittliche Kräftigung des Adels gesteuert werden könne. Aber mit dem lebendigen Geiste der Wissenschaft sollte sich der Adel verbinden, und seine Tapferkeit nur den edelsten und höchsten Zwecken der Menschheit und der Einigung Deutschlands gewidmet sein. Die rohe Gewalt der Faust, die Schmach des Adels, sollte von dem bessern Geiste unterdrückt werden. Hutten fing Feuer für diese Idee und erweiterte sie dahin, daß der Adel sich mit den Städten und dem Landvolk verbünden und diese drei vereint eine unbezwingbare Macht gegen die Fürsten und die römisch gesinnte Pfaffheit bilden sollten. Sie kamen darin überein, daß der Drang nach Freiheit von unerträglichem Joche in den Bauern, das Verlangen nach sicherer Bewegung und Entfaltung in den Bürgern der Städte durchaus einer höhern starken Kraft als Stütz- und Vereinigungspunkt bedürfte, um mit Glück gegen ihre Feinde auftreten zu können, und daß dieser nur der aus sich selbst sittlich wiedergeborne deutsche Adel sein könne. Der Adel müsse mit dem Volke ein unzertrennliches Ganzes bilden, wie das Haupt mit Rumpf und

Gliedern, aber wie ohne denkendes Haupt kein Körper bestehen könne, ebensowenig das Volk ohne den Adel.

Diese Ideen spannen die beiden Ritter in Augsburg weiter; sie schlossen sich hier noch enger aneinander an, sie lebten sich ineinander hinein. Aber dieses neue Freundschaftsbündniß, indem es sich enger zusammenzog, lockerte ein älteres auf. Ulrich von Hutten hatte gleich am Tage nach seiner Ankunft den wackern Ulrich Fugger aufgesucht, der von Schwaz gekommen war, um während dem Reichstage in seinem Hause in Augsburg zu wohnen und Geschäfte zu machen. Sie begrüßten sich mit der alten Herzlichkeit, aber der feurige Fugger konnte seine Verstimmung darüber nicht verbergen, daß sein ritterlicher Freund an dem prunkvollen Hofe zu Mainz sich habe fesseln lassen. Hutten vertheidigte den Kurfürsten warm, Fugger zuckte kalt schweigend die Achseln. Je öfter sie zusammen waren, je mehr sie sich über die neueste Gestaltung der Zeitverhältnisse aussprachen, desto lebendiger erwachte in ihnen die Ueberzeugung, daß sie nicht mehr auf dem alten Standpunkt standen. Hutten war durch Sickingen vorwärts geschritten in seinen politischen Ansichten; Fugger war starr bei seiner alten Meinung stehen geblieben. Hutten wollte jetzt Befreiung und Erhebung des ganzen Volkes unter Anführung des Adels und schloß selbst die bessern Fürsten nicht von dieser Anführung aus; er wollte eine deutsche Kirche gebildet und zum Oberhaupt derselben den Kurfürsten von Mainz gewählt wissen; Ulrich Fugger bestritt dies Alles mit Heftigkeit. „Ich könnte Euch nicht beistimmen, und wenn alle Ritter und Junker im deutschen Reiche so vortreffliche Männer wären, wie Ihr und der Sickingen; denn Geburt kann und darf dem Menschen kein Vorrecht vor Andern gewähren; es ist Unsinn, ist Frevel an Gottes Weisheit und Güte. Gott selbst hat jeden Menschen zu dem Wege bestimmt, den er zu wan-

deln hat, und früh zeigt sich in jedem diese Bestimmung. Der Eine hat einen unwiderstehlichen Trieb zum Landbau, er wird als Bauer an seinem Platze sein und Gutes wirken, den Andern zieht's zur Pflege des Viehs; der Dritte hat zu nichts Lust als zu Handel und Wandel, einen Vierten treibt die heiße Seele in Kampf und Schlacht; er ist ein geborner Krieger; das fromme Gemüth des Fünften findet ein hohes Glück darin, die Mitmenschen zur Anbetung Gottes zu leiten. Und so sind wieder Andre durch besonders hohe und ausgezeichnete Gaben ausersehen Gesetze zu geben und das Regiment zu führen. Das sind die Menschen, die Gott bestimmt hat an der Spitze des Volks zu stehen, und nicht den Adel, der auf nichts weiter sich stützen kann, als auf die Geburt. Das Volk aber muß seine Gesetzgeber und Regimentführer aus sich selbst herauswählen; denn Gott hat seine höchsten Gaben ebensogut unter den Bauer und Bürger vertheilt, wie unter den Edelmann und Pfaffen."

„Aber dem begabten Bauer und Bürger fehlt die Ausbildung seiner Gaben; der rohe Edelstein nützt uns nichts; er muß geschliffen und gefaßt werden."

„So ist die Aufgabe ihn zu schleifen und zu fassen. Der Adel ist eben so ungebildet, ja durch die Gewalt der bewaffneten Faust noch roher und unmenschlicher als Bauer und Bürger."

„Der Adel muß wieder eine feste Korporation bilden, die streng auf Recht und Sitte hält und ihr Schwert nur gegen Unrecht und Unsitte kehrt."

„Das ganze Volk muß diese Korporation bilden; kein verständiger Mann darf ausgeschlossen werden."

„Aber Standesunterschiede müssen sein; ein Haupt muß der Körper haben."

„Standesunterschiede, die uns Gott vorschreibt, nicht

die die Menschen willkürlich setzen; und das Haupt bilden die, welche Gott dazu bestimmt."

Die beiden Freunde konnten sich nicht mehr einigen, und Sickingen's (den Hutten bei Ulrich Fugger einführte) ruhiges, stolzes, ritterliches Wesen, das der feurige junge Bürger für vornehme Kälte nahm, war nicht geeignet, sie wieder in einen Guß zu bringen, doch sahen sie sich zuweilen und schätzten sich gegenseitig.

Einmal fragte Ulrich Fugger den Ritter Ulrich von Hutten um seine Ansicht von Luther. „Er ist aus den Bettelmönchen hervorgegangen, und diese faulen Gäuche waren mir stets mehr zuwider als Spinnen und Kröten," antwortete dieser verächtlich. „Ihr sollt sehen, der ganze Lärm läuft wieder auf ein widerwärtiges Mönchsgezänke hinaus, und wenn der Kurfürst von Mainz dem Doktor Luther eine reiche Pfründe gibt, so läuft er nach Rom und küßt dem Papste den Pantoffel."

„Ich habe eine bessere Ansicht von Euch über den Wittenberger erwartet. Mir gefällt der Mann und seine Predigt. Das ist wahrlich kein gewöhnlicher Bettelmönch, welcher also gegen den Ablaßunfug aufzutreten sich unterfängt."

„Dagegen hat er schon einen demüthigen Brief an den Papst geschrieben, wie ich aus sichrer Quelle weiß," versetzte Hutten. „Wir müssen es abwarten, und es muß sich bald entscheiden, ob Luther ein Mann ist, wie Ihr glaubt, oder ein Mönch, wie ich glaube."

Hutten fragte Fugger nach der Frau Eleonore van der Voort und erhielt zur Antwort, daß sie in ihrem Häuschen in der Fuggerei wohne und sich still und eingezogen halte. Nur zuweilen wandre sie mit den von ihr gefertigten Heiligenbildchen aufs Land, um sie den Bauern zu verkaufen, unter denen sie viel Freunde zähle. Dann und wann besuche sie ihn auf solchen Fahrten in Schwaz.

Auch male sie zuweilen größere Bilder für Raimund Fugger.

„Ich bitt' Euch, Freund Ulrich, begleitet mich zu ihr," sagte Hutten. „Ich habe einen etwas kitzlichen Auftrag an sie, und wünsche dabei Euere Unterstützung."

„Sie weiß bereits, daß Ihr hier seid," entgegnete Fugger, „ich habe gestern noch mit ihr über Euch gesprochen und will Euch nicht verhehlen, daß, so sehr sie voriges Jahr für Euch schwärmte, doch Euer Aufenthalt am mainzer Hofe ihrem Glauben an Euch stark geschadet hat. Ihr kennt ihren unauslöschlichen Haß gegen Fürsten und Pfaffen, und gegen den Erzbischof Albrecht ist sie am meisten erbittert, seit er ihre Schwester Martha zur Courtisane hat."

„Ich kann es mir denken. Um so schwieriger ist mein Auftrag; denn er ist von ihrer Schwester. Allein ich konnte nicht umhin, ihn zu übernehmen, nicht nur Martha, auch der Kurfürst selbst hat mich darum ersucht."

„Was will die verlorne Martha von Frau Eleonoren?"

„Verzeihung und schwesterliche Liebe."

„Ich glaube schwerlich, daß Ihr zum Ziele kommen werdet."

„Wenigstens dann Großmuth und Rücksicht. Ich glaube, Martha scheut sich nach Augsburg zu kommen aus Furcht vor einem öffentlichen, Aufsehen erregenden Aergerniß von Seiten ihrer Schwester. Und doch wünscht der Kurfürst sie am Tage seines Glanzes hier zu haben, und Raimund Fugger hat sie dringend eingeladen. Ihr wißt, daß der Papst den Kurfürsten zum Kardinal erwählt hat; der Legat wird ihm in einigen Wochen den rothen Hut feierlich aufsetzen. Martha brennt vor Begierde, diese Ceremonie mit anzusehen und Augsburg zum lebendigen Reichstag wieder zu besuchen. Sie liebt das Vergnügen; sie würde derweil in Mainz vor Langeweile sterben. Aber

erst muß sie sicher sein vor dem Zorn und der Heftigkeit ihrer Schwester. Und dies ist meinem Dafürhalten nach der Grund, weshalb ich Frau Eleonoren überreden soll, mit mir nach Regensburg zu reisen, wo Martha mit ihr zusammentreffen will."

„Versucht Euer Glück. Ich will Euch nach Kräften behülflich sein. Und ich glaube die weichen Stellen im Herzen dieser starken und außerordentlichen Frau zu kennen."

Die beiden Freunde machten sich zusammen auf den Weg nach der Fuggerei, und sie fanden Eleonoren in ihrer stillen und bescheidenen Häuslichkeit.

3.

Die schöne Maria in Regensburg.

Das Bild der Maria war mit großen Feierlichkeiten in der neuen Kirche zu Regensburg aufgestellt worden. Das Fest dauerte drei Tage, und vornehme Kleriker waren weit her gekommen, um die Pracht desselben zu erhöhen. Die Bildsäule war eine Meisterarbeit; in voller Lebensgröße trug sie Martha's Züge mit täuschender Aehnlichkeit, und schon in den ersten Tagen erhielt sie vom Volke den Namen „die schöne Maria." Dieser Name verbreitete sich mit dem Ruhme der Trägerin schnell weit und breit. Es verlautete nämlich, daß Allen, welche zu der schönen Maria gebetet, in ihrem Anliegen unverzüglich geholfen worden sei. Leute durchzogen das Land, welche mit großem Geschrei von Haus zu Haus verkündeten, von was für schwerem Gebreste sie und Andre durch Hülfe der schönen Maria in Regensburg befreit worden; Andre berichteten wieder andre Wunder, und an der Donau auf und ab,

in den Thälern des Regen, der Nab, der Isar, immer weiter erschallte das Gerücht von dem neuen wunderthätigen Gottesbilde. Drauf wurde der Zulauf von Tag zu Tag stärker. Von allen Orten, erst aus der Nähe, dann fernher strömten die Menschen zu Tausenden herbei, nicht nur Männer und Weiber, sondern auch Kinder und greise Leute, viele barfuß und zerlumpt wie sie eben von der Arbeit fortgelaufen waren, Andre krank und elend, oft mit ekelhaftem Gebreste. Viele waren Tag und Nacht gelaufen und kamen im höchsten Grad ermattet und verhungert an. Sobald sie nun, ohne sich vorher zu stärken und auszuruhen, den Tempel betraten und des Bildes ansichtig wurden, fielen sie ohnmächtig zu Boden, gleichsam als hätte sie der Donner erschlagen. Da dieses der tolle Pöbel sah, meinte er, es sei die Wunderkraft des Bildes, welches die Leute also zu Boden werfe, und Jedermann, der irgend eine Wirkung dieser Kraft in sich verspüre, müsse gleichfalls niederfallen. Ganze Haufen und Schaaren fielen auf die Steinplatten und lagen lange, eh' ihnen die Besinnung wiederkehrte, und wer keine Anwandlung zum Fallen in sich spürte, dünkte sich unselig zu sein und nöthigte sich wol selbst zum Fallen. Von Woche zu Woche, von Tag zu Tag nahm der Volksandrang zu, immer mehr Kranke gingen geheilt hinweg und schon sah man Weihgeschenke von Gold und Silber, von Wachs und Marmor, und ihre Zahl mehrte sich täglich. Manchen Tag waren schon zehntausend fremde Wallfahrter in der Stadt. Die Eröffnung des Reichstags in Augsburg vermehrte noch den Zulauf. Denn wer aus dem Norden kam, um gen Augsburg zu reisen, ging über Regensburg und sollte es mit einem großen Umwege sein, um die schöne Maria zu sehen und ihr seine Wünsche zu eröffnen. Da die Volksmassen in der Kirche nicht zur Anhörung der Messe untergebracht werden konnten, so wurden mehre Altäre

außerhalb der Kirche errichtet; an allen wurde zugleich Messe gelesen, innerhalb und außerhalb der Kirche, und der große freie Platz war so gedrückt voll Menschen, wie die Kirche. Die Pfaffenpartei, vorzüglich die Dominikaner, von welchen diese Demonstration gegen den jungen Zeitgeist ausgegangen war, triumphirte; das Unternehmen war über ihr eignes Erwarten schnell geglückt, und schon meinten sie in thörichter Selbstverblendung die vollständige Niederlage ihrer Feinde zu sehen. Auf ihre Einladung machte der Kardinal Cajetan der schönen Maria einen Besuch und las eine Messe an ihrem Hauptaltar. An demselben Tage war auch Martha Bry in Regensburg angekommen, und der Bildschnitzer Wollfahrt führte sie bei den Häuptern des Klerus ein. Sie wurde am Abend sogar dem Kardinal-Legaten vorgestellt und hatte eine lange geheime Unterredung mit ihm und einigen andern vornehmen Dominikanern, unter welchen sich auch Hochstraaten aus Köln befand. Mancherlei Verabredungen wurden da getroffen und dem hoffärthigen Mädchen die glänzendsten Versprechungen gemacht, wenn sie den Kurfürst Albrecht dahin bringe, daß er die Humanisten nicht mehr begünstige, und wenn sie durch die Fugger in Augsburg den Kaiser zur Errichtung eines Inquisitionstribunals im deutschen Reiche vermöge. Die eitle, hochstrebende Martha versprach Alles, was die geistlichen Herrn von ihr verlangten. Sie wurde ja mit Versprechungen, mit Ehrenbezeigungen und Schmeicheleien überhäuft, und der Kardinal sagte ihr, daß der Künstler kein schöneres Modell zum Bilde der Maria habe auffinden können. Der Kardinal flüsterte dabei dem Dominikaner-Prior Hochstraaten einen originellen Gedanken zu, der eben in ihm aufgestiegen war, und der berühmte Ketzerrichter lächelte dazu beifällig.

Am folgenden Morgen, als der Kardinal sich eben

zur Abreise nach Augsburg anschickte, wurde ein brauner phantastisch gekleideter Mann bei ihm eingeführt, dessen tiefe gefurchte Gesichtszüge und stark mit Grau gemischten Haare auf das höhere Mannesalter deuteten. Es war der Zigeuner Antonio Cebes. Mit dem Ausdruck froher Ueberraschung eilte der Kardinal auf ihn los und bot ihm die Hand. „Endlich!“ rief Cajetan. „Ich glaubte Euch in Augsburg bei meiner Ankunft bereits zu finden, und von Tag zu Tag hab' ich Euch erwartet. Ihr habt mir die Zeit lang gemacht.“

„Ich hatte Noth, den berühmten Mann zu finden, nach welchem Ihr mich ausgesandt; doch ich fand ihn endlich in Oestreich, und —“

„Habt ihn für unsre Sache gewonnen?“ fragte der Kardinal ungeduldig.

„Doktor Faust ist hier; wir sind auf dem Wege nach Augsburg. Wir hörten hier von Euer Eminenz Anwesenheit, und der Schwarzkünstler läßt Euch durch mich um die Erlaubniß bitten, Euch aufwarten zu dürfen.“

„Also er ist gewonnen für uns? Er will mit seiner Kunst unsrer Sache dienen?“

„Der berühmte Mann, den das Volk im Bunde mit dem Teufel wähnt, will der Kirche dienen. Er will uns die frechen Himmelsstürmer niederschmettern helfen.“

„Wieder ein mächtiger Streiter auf unsrer Seite mehr. Selbst der Teufel muß uns dienen.“

„Doktor Faust wird uns viel nützen. Sein Einfluß auf die Volksmassen ist schier groß. Sie fürchten seine Macht, die sie für ungeheuer und mit der des Teufels selbst gleich halten.“

„Und was ist Euere Meinung über Faust's Verbindung mit dem Teufel? Glaubt auch Ihr, daß er einen Pakt mit dem Höllenfürsten gemacht, damit ihm dieser in

seiner Kunst beistehe und ihm zu allen Lebensfreuden behülflich sei?"

„Darauf kann ich Euch nicht antworten, Eminenz. Der Mann will Euch mit allen ihm zu Gebot stehenden Kräften dienen. Das genüge Euch. Woher er diese Kräfte hat, und welcher Art sie sind, darüber legt er Niemandem Rechenschaft ab. Genug, er ist der außerordentlichste Mensch, den ich jemals kennen gelernt habe."

„Ich verstehe. Die heilige Kirche wird wohl daran thun, sich die Freundschaft dieses Mannes zu erhalten. Sie hätte sie schon längst erwerben sollen, und wär' ich früher nach Deutschland gekommen, ich hätte mich mit dem Doktor Faust eher verbündet, als mit Kaiser und Reich. Geht und bringt mir den Mann!"

Nach einer halben Stunde trat Antonio Cebes mit einem langen, hagern, ältlichen Mann wieder in das Vorgemach des Kardinals. Es war der berühmte Schwarzkünstler Doktor Johann Faust. Sein tiefliegendes, kleines, graues Auge blitzte stechend unter buschigen Brauen hervor. Ein dünner Bart verdeckte nur nothdürftig die scharfen spöttischen Züge und das Zucken der schmalen Lippen. Es war etwas Unstätes in dieser ganzen schwindsüchtigen Gestalt; sie glich einer ausgebrannten Ruine, in welcher Nachtvögel und Gespenster ihr unheimliches Wesen treiben. Er mochte ein angehender Sechziger sein.

Ein reichgekleideter Kämmerer führte die beiden Männer in das Gemach des Kardinals. Ein merkwürdiges Kleeblatt! Alle drei schon über die Blüthe des Mannesalters hinaus. Dieser prachtliebende wohlgenährte Italiener mit dem feinen glänzenden Gesicht, das von vorsichtigen Lebensgenüssen zeugte, während sein Auge Stolz, List und brutalen Spott verrieth und ein faunisch lüsternes Lächeln um seinen vollen Mund spielte; dieser Spanier, in dessen Zügen jede Verworfenheit der menschlichen Seele, mit

teuflischer Schlauheit gepaart, geschrieben stand, und dieser deutsche Zauberer, dessen Antlitz eigentlich ein Räthsel war, ein unerfreuliches Geheimniß bergend. Ein Kardinal, fast im Ernst königlichen Rang beanspruchend, wenigstens königliche Würde affektirend und königliche Pracht zur Schau stellend; ein Magiker, im Rufe stehend, er sei mit dem Teufel im innigen Bündniß, und ein Zigeuner, Dieb, Betrüger, Spion, für jede Schelmerei erkaufbar, doch bösen Ränken schier noch mehr aus Bedürfniß als für Gold ergeben. Alle Drei hier vereinigt, um Roms finstre Geistesherrschaft über Deutschland so viel als möglich zu befestigen, das alte Netz wieder fester anzuziehen und die zerrissenen Maschen desselben durch dauerhafte neue zu ersetzen. Rom verschmäht kein Mittel, sich harpyengleich an fremde Länder anzukrallen und ihnen im Namen Gottes das Lebensblut auszusaugen; die Mutterkirche verbündet sich zu diesem Endzwecke sogar mit ihrem Erbfeinde, dem Teufel; denn wahre Feindschaft auf Leben und Tod ist nur zwischen ihr und denen, die selbst denken und nach den Resultaten dieses Denkens leben und ihr kein Geld mehr in den Schoß schütten wollen. Mit dem Teufel, diesem seltsamen Phantom des Mittelalters, hat sie sich immer gut gestanden; sie war nur zum Schein seine Gegnerin, im Geheim seine Buhlerin.

Der Kardinal blickte mit einem Gemisch von Neugierde und Furcht auf den Schwärzkünstler; er war doch mit der Hölle noch nicht in so unmittelbare Berührung gekommen.

„Ihr seid aus diesem Lande gebürtig, wie man mir gesagt hat," redete der Kirchenfürst den Doktor lateinisch an.

„Ich stamme aus Kundlingen, einem Städtchen im Würtembergischen, wo mein Vater die Heilkunst ausübte,

und wo ich in meinen frühern Jahren auch als Arzt praktizirte."

„Wie kamt Ihr auf magische Studien?"

„Durch das Studium der Natur und der alten Meister. Mein Vater trieb die Scheidekunst, und noch jung ward ich der eifrigste Anhänger dieser Wissenschaft, welche die Pforte in das tiefe und dunkle Reich der Natur bildet. Dann trieb mich der Wissensdurst nach Krakau, auf dessen hoher Schule ich Astrologie und Magie studirte."

„Und Ihr seid der größte Magier geworden. Euer Ruhm ist bis nach Rom gedrungen. Man sagt, Euch ständen die Pforten der Geisterwelt offen, ihr hättet die Elementargeister Euch unterthänig gemacht."

„Die Natur, wie sie der Mensch mit seinen beschränkten Sinnen wahrnimmt, ist die Hülle, das Kleid der wahren Natur. Nur wenigen Sterblichen ist es durch fortgesetzte Anstrengung und außerordentliche Glücksfälle gelungen, sie zu zwingen, daß sie sich ihnen in ihrer nackten Schönheit zeige, und diese Schönheit ist eine so furchtbare und bewältigende, daß die meisten Sterblichen bei ihrem Anblick den Tod davon haben würden. Diesem Naturgeist, von dem die Menschen einige unvollständige Kunde erhalten haben, geben sie verschiedene Namen, bald nennen sie ihn Gott, wenn er sich ihnen günstig beweist, bald Teufel, wenn er sich ihnen verderblich zeigt; sie geben ihm Engel und Heilige bei und wieder Elementar- und verdammte Geister; aber ich sag' Euch: er ist immer der Eine, Ewige in seinen verschiedenen Wandlungen. Nur dem wahrhaft nach Erkenntniß dürstenden Geiste enthüllt er sich auf einen Augenblick, und dem unablässig fordernden gibt er einen Strahl seiner Kraft. Ein solcher Strahl ist in meine Seele gefallen."

Den Kardinal überlief ein leiser Schauder.

„Ihr wißt, um was es sich jetzt handelt," sagte er

etwas unsicher. „Der heiligen Mutter Kirche erstehen in diesem verwirrten deutschen Reiche trotzige und boshafte Feinde. Wir, die treuen Diener der Kirche, müssen verhüten, daß die schmeichlerischen Irrlehren dieser frechen Menschen nicht im Volke Platz greifen. Wir müssen die großen Massen an St. Peters Stuhl fesseln, und keine Arbeit darf uns verdrießen, um das Werk der Frechheit unschädlich zu machen. Ihr seid ein Mann, der uns dabei unterstützen kann, wie kein Anderer, ihr seid gleichsam ein auserwähltes Werkzeug der Kirche Christi."

Faust lächelte zu dieser pathetischen Rede spöttisch. „Spart Euere Worte. Ich lese in Euerer Seele. Ihr denkt über diese Dinge, wie der Papst denkt, und wie ich denke. Es kommt auch nicht auf Ueberzeugungen an; denn die Wahrheit erkennt doch Keiner weder von Euerer, noch von der Gegenpartei, weder Einer von denen, die es ernstlich meinen, noch von denen, die falsch spielen. Sie nagen Alle an der Schale, und Keiner hat den Kern gefaßt, wenn es auch Mancher wähnt. Der Kern ist nicht für die Menschen. Ihr könnt also offen mit mir reden. Es handelt sich um die Macht, welche die Kirche auf die kleinen menschlichen Geister ausübt; es handelt sich um die Schätze, die sie aus den Beuteln dieser kleinen Geister zieht. Der Gott, den die Kirche gemacht und für den einzig wahren ausgibt, und Christus, der Sohn dieses Gottes, sie sind nicht mehr und nicht weniger, als was Saturn und sein Sohn Jupiter waren. Der Mahomed der Türken ist etwas bescheidner; er gibt sich nur für einen Propheten dieses Gottes aus. Der Jehovah und die Elohim der Juden waren desselben Schlags. Die alten Aegypter und die Perser hatten wieder andre Götter, die Indier haben sie noch. Lauter Menschengebild, lauter Schalen. Der Mensch ist geschaffen, um in Nacht über die Erde zu wandeln. Was er für Licht des Geistes hält,

ist ein trügerischer Schein. — Ihr wollt meine Dienste zum Besten der Macht der Kirche, des Papstes. So laßt uns feststellen, welchen Theil Ihr mir an den zu erobernden Schätzen zugesteht."

„Dies wird sich nach Euerer Leistung bestimmen. Ich wünsche, daß Ihr hier schon eine Probe Euerer Kunst ablegt. Von welcher Art diese sei, sollt Ihr heute noch erfahren."

Der Zauberer verabschiedete sich.

Am andern Morgen entstand ein großes Geschrei in und um die neue Kirche. Mehr als hundert Menschen, welche früh zuerst vor der „schönen Maria" gebetet hatten, erzählten mit höchster Exaltation, daß das Bild plötzlich die Arme segnend ausgebreitet und sich gegen die Beter verneigt habe. Alle Kranken waren davon gesund worden. Alles schrie Wunder, und der Zudrang war an diesem Tage furchtbar. An dem Wunder konnte nicht gezweifelt werden; denn jeder Einzelne von der großen Menschenzahl, die es gesehen, erzählte es auf gleiche Weise. Aber die Aufregung der Menge wurde an demselben Tage noch höher gesteigert. Es verbreitete sich nämlich das Gerücht, die heilige Mutter Gottes sei selbst vom Himmel herab nach Regensburg gekommen und in der Kirche durch die Menge wandelnd gesehen worden. Andre wollten sie auf der Straße erblickt haben. Alles was ein menschliches Antlitz trug, drängte nach der Kirche; ein allgemeines Umfallen fand statt; ein Jubelschreien, Singen und Beten erschallte durch die Lüfte, und die begeisterte Menge geberdete sich dabei, als sei sie wahnsinnig geworden.

In diesen Menschenhaufen trat Ulrich von Hutten mit Frau Eleonore van der Voort. Sie war in ein schlichtes graues Gewand gehüllt, ein Schleier verdeckte ihre narbigen Gesichtszüge. Sie waren eben von Augsburg angekommen.

Mit staunender Entrüstung sahen sie in das tolle Gewirr und hörten den Bericht des Wunders.

„Kommt!" flüsterte Eleonore ihrem Begleiter zu. „Es ist Alles verloren. Nie wird die geknechtete Menschheit frei. Mit dem Schrei der Verzweiflung windet sie sich einen Augenblick in den ihr angeschmiedeten Fesseln, um sich im nächsten, vom Wahnsinn angesteckt, den diese Pfaffen in der Luft verbreiten, mit vollem Jubel in noch engere und schmählichere Bande zu stürzen. Mir ekelt vor diesen Menschen."

„Und doch muß das Licht siegen," versetzte der Ritter. „Gott hat das Licht geschaffen, daß es siege. Wie mich auch der Trug der Hölle umbraus't, ich fühle mich nur um so mächtiger zum Kampf gegen sie angetrieben."

„Ihr habt recht, hier ist die Hölle los. Laßt uns das unglückliche Kind aufsuchen, das ihr trügerischer Glanz verblendet hat, und versuchen wir, ob wir es aus ihren Netzen befreien können."

„O Deutschland, mein Vaterland, wann wird dir der Tag der Freiheit aufgehen! Wann wirst du erkennen, daß Pfaffenlug und Fürstentrug Hand in Hand gehen und dich hohnlachend niederwerfen, um dir das Mark aus den Knochen zu saugen!" So rief der edle Ritter empört und suchte mit seiner Begleiterin Martha's Herberge auf. Sie fanden den Doktor Faust und Antonio Cebes, beide kostbar gekleidet und mit goldnen Ketten behangen, bei ihr. Doch entfernten sie sich bald. Draußen flüsterte Faust seinem Begleiter zu: „Diese schöne Maria von Regensburg soll der Preis sein, den mir die gute Mutter Kirche für meine Dienste zahlt." — „Um diesen Handel braucht die Mutter gar nicht zu wissen," grinste der Zigeuner. „Er kann hinter ihrem Rücken abgemacht werden. Ich weiß aus guter Quelle, was diese Heilige erstrebt, und es wird Euch nicht schwer werden, ihre Wünsche zu erfüllen."

Die beiden Schwestern standen einander gegenüber. „Martha,“ begann Eleonore, indem sie den strengen Ton ihrer Stimme zu mildern suchte, „es ist dein Wunsch gewesen, daß ich hierher komme. Was hast du für ein Anliegen an mich?“

„Ich weiß, du zürnst mir, und du hast Ursache dazu,“ versetzte die Jüngere mit heuchlerischer Schlauheit. „Ich möchte deinen Zorn beschwichtigen, deine Liebe wieder gewinnen. Nur mit dir ausgesöhnt, wollte ich Augsburg und deine Wohnung betreten. Deshalb ließ ich dich bitten, mit mir hier zusammen zu treffen.“

„Bist du hierhergereist, um an meiner Hand als eine reuige Magdalena nach Augsburg zu wandern, dann sei diese Stunde gesegnet.“

„Eleonore, beurtheile mich nicht zu hart. Du bist jung gewesen, wie ich es bin. Dein Herz hat an Glanz und Reichthum gehangen, auch das meinige hängt daran. Du hast heiß geliebt, du bist geliebt worden von einem schönen stolzen fürstlichen Manne. Ich bin in demselben Falle. Ist es nicht das süßeste Glück auf Erden, die angebetete Herrin eines solchen Mannes zu sein? Darum sei nicht zu streng gegen mich!“

„Armes Kind, ich will nicht ungerecht gegen dich sein; denn du hast mich an meine eignen Fehltritte erinnert. Und ich war vor den Augen der Welt strafbarer, als du es bist. Nicht so vor Gott und meinem Herzen. Denn ich liebte den Mann, der mir seine Liebe entgegen trug. Martha, du bist dem Markgrafen Johann gefolgt; liebtest du ihn? Der Markgraf überließ dich seinem Vetter; liebst du diesen? Ich sehe aus diesem schmachvollen Wechsel nichts als Eitelkeit und Glanzsucht. Wehe dir, wenn dein Herz nicht bei diesen sträflichen Verbindungen ist, wenn vielleicht gar in ihm versteckt die Liebe zu einem andern Manne schlummern sollte!“

Martha wechselte einen Augenblick die Farbe; ihr Auge streifte flüchtig über den Ritter, der schweigend in einer Fensternische lehnte; doch Eleonoren war dieser Blick nicht entgangen, und sie hatte ihn sogleich verstanden.

„Martha,“ fuhr sie im gesteigerten Tone fort, „du bist auf dem Wege in dein Verderben. Nur noch wenige Schritte, und du bist verloren. Lenke ab von der verlockenden Straße. Ich beschwöre dich bei dem Andenken an den blinden Greis, der unser Vater war! Sieh, ich habe ihn schwer gekränkt; vermehre meine Schuld nicht. Versöhne mit mir seinen Schatten. Folge mir nach Augsburg! Reiße dich los von dem trügerischen Glanze, der dich gefangen hält! Wohne bei mir; ich will für dich arbeiten. Oder tritt in ein Kloster der Büßerinnen.“

„Eleonore, das kann dein Ernst nicht sein! Du hast eine Gewissensfrage an mich gerichtet und mir dadurch das Recht eingeräumt, eine gleiche an dich zu stellen. Ist dein Herz abgestorben für den Glanz und die Genüsse des Reichthums, wie sie sich dir einst in so reicher Fülle dargeboten? Würdest du sie verschmähen, wenn sie sich dir wieder darböten? Warum bist du nicht in ein Magdalenenkloster getreten? Warum trittst du nicht noch hinein?“

Eleonore verstummte. Sie war getroffen von diesen unerwarteten Fragen.

„Dein Herz ist voll unversöhnlichen Grolls gegen die Hohen und Mächtigen, die dich in Schmach und Elend verlassen haben,“ fuhr Martha fort. „Du hast mir ja diesen Groll genug gepredigt. Aber du hattest das Leben genossen, ich fühlte den unwiderstehlichen Drang, es auch zu genießen. Du würdest jeden Augenblick zu Glanz und Macht zurückkehren, wenn sich dir Gelegenheit dazu böte, um den glühenden Durst deiner Seele zu befriedigen. Du hassest diese Pfaffen; ich verachte sie. Du bist stolz, ich bin es nicht minder. Aber ich halte den für den Klügsten,

der Menschen und Verhältnisse, wie sie sich ihm darbieten, zum Aufbau seines eignen Glückes benutzt. Nach diesem Grundsatz handle ich — du siehst, ich bin ganz offen — würdest du in meiner Lage anders handeln? Würdest du ohne Weiteres einer glänzenden Laufbahn den Rücken kehren, um in Armuth und Dunkelheit zu vegetiren? Wärst du die reiche angesehene Frau Peters van der Kapellen geblieben, so würdest du mir das Glück bereitet haben, welches mir Bedürfniß ist wie dir. Was hast du mir jetzt zu bieten?"

„Ich sehe, daß meine Erfahrungen dir nicht nützen. Du wirst eben so schmerzliche, vielleicht noch schmerzlichere machen müssen."

„Nein, Eleonore. Nicht nur mich will ich heben und feststellen auf der errungenen Höhe; auch dich will ich wieder in eine Lage bringen, die deinem Geiste würdig, die ihm Bedürfniß ist. Du bist für diese dunkle und reizlose Armuth so wenig geboren, wie ich. Nicht in der Hütte Jakob Fugger's sollst du wohnen; nein, du sollst ihm wieder gleich gestellt sein, wie du es einst in Antwerpen warst. Gehe mit mir nach Mainz. Der edle Ritter von Hutten ist dein Freund, wie er der meinige ist. Er ist auch der Freund des Kurfürsten. Und der Kurfürst ist ein wahrhaft trefflicher und edler Mann. Er wird dich willkommen heißen an seinem glänzenden Hofe. Er läßt dich durch mich einladen. Er wird dir diese Einladung in Augsburg selbst wiederholen. Die reizendsten Genüsse der Kunst, nach denen deine große stolze Seele schmachtet, winken dir dort. Folge mir nach Mainz!"

„Nimmermehr!" rief Eleonore, aber sie rief es in einem so schmerzlichen Tone, daß die beiden Zuhörer daraus erkannten, daß der wunde Fleck ihrer Seele getroffen war, und daß Wünsche und Hoffnungen dort erwachten, die sie selbst vielleicht für todt gehalten hatte.

„Du wirst geehrt sein von vornehmen und edeln Männern und Frauen, und deine Kunst wird dich hoch unter ihnen stellen," fuhr Martha nur um so eifriger fort. „Der Kurfürst besitzt durch Raimund Fugger schon einige Bilder von deiner Meisterhand; es verlangt ihn, die Künstlerin nicht allein mit Gold zu belohnen. Er wird alle Wunden heilen, welche dir ein widriges Schicksal geschlagen —"

„Kann er auch diese Narben aus meinem Antlitz tilgen, die unauslöschliche Schrift meiner Schmach?" schrie Eleonore plötzlich in heftiger ausbrechender Leidenschaft.

„Du selbst besitzest ein Mittel, diese Narben zu Ehrenzeichen für dich umzuwandeln," entgegnete Martha mit schlauer Wendung. „Niemand hält es für eine Schande die Geliebte eines edeln Fürsten zu sein. Wer schmäht denn die Frauen, welche Kaiser Maximilian liebte, oder werden sie deshalb getadelt, daß diese Liebe Früchte getragen hat? Fürstenliebe entschuldigt Jeder. — Diese Narben könnten die Stufen deines neuen Glücks werden, wenn du es nicht eigensinnig von dir stießest."

„Was meinst du damit?" fragte Eleonore verwundert.

„Du weißt jedenfalls, wo der Knabe Martin sich jetzt befindet, der auf dem Hasenhofe in der Grafschaft Burgau erzogen wurde und vor mehren Jahren von dort entwich."

„Was weißt du von einem solchen Knaben?" fragte Frau van der Voort bestürzt.

„Ich weiß nichts weiter von ihm. Von dir aber möchte ich erfahren, wo er ist —"

„Auch ich weiß nichts von ihm. — Ritter, gebt mir Euern Arm und geleitet mich in unsre Herberge." Sie war todtenblaß und einer Ohnmacht nah.

„Eleonore, scheide nicht so von mir!"

„In Augsburg wirst du nicht allein im Kloster eine Schwester finden. Auch ich werde es nie vergessen, daß eine Mutter uns geboren, und wenn die Täuschungen über dich kommen, wie ich sie voraus sehe, ich werde gern meinen letzten Bissen mit dir theilen."

Von Gefühlen, wie sie ihr lange fremd gewesen, auf das Heftigste bestürmt, verließ Eleonore an des Ritters Seite das Haus. Draußen stand ein Haufe gemeinen Volks, das sprach untereinander: „Da drinnen wohnt die heilige Jungfrau Maria, die Mutter Gottes, die vom Himmel herabgekommen ist." Eleonore lachte bitter, und der Ritter murmelte einen kräftigen Fluch durch die Zähne.

4.

Römische und deutsche Zauberkünste.

In Augsburg war ein glänzender Festtag, der erste Tag des Augustmonats, und der Kardinal-Legat feierte heute seinen Triumph. Cajetan hatte weitläufige und kostspielige Vorkehrungen getroffen, um so prächtig als möglich bei der Ceremonie aufzutreten, die ihm der Papst übertragen hatte. Sie bestand aus zwei Hauptmomenten, dem Kaiser im Namen des Papstes den von demselben geweiheten Hut und Degen zu überreichen, bekanntlich die höchsten Zeichen der päpstlichen Huld und Gnade, und dem Kurfürsten von Mainz den Kardinalshut aufzusetzen. Doch war das Letztere das Wichtigere. Von der Unentschiedenheit des alternden Kaisers hatte man in Rom nichts zu fürchten; der Kardinal brauchte ihm nur Hoffnung zu machen auf die Unterstützung des Papstes bezüglich der Erwählung des Königs von Spanien zum deutschen Könige und seine Phantasie hinsichtlich des Türkenkriegs anzu-

regen, und der Kaiser war zum unwilligen Erstaunen Deutschlands gewonnen. Aber die junge Kraft des Kurfürsten Albrecht konnte Rom sehr gefährlich werden. Und wenn er, dann sämmtliche Brandenburger Fürsten. Schon waren unter den Gelehrten und Künstlern, die mit dem mainzer Hofe in Verbindung standen, kecke Stimmen laut geworden: die deutsche Kirche müsse eine selbstständige, von Rom unabhängige werden, man müsse einen deutschen Papst erwählen, und Ulrich von Hutten, der diesen Ton zuerst angeschlagen, hatte geradezu den Kurfürsten von Mainz als das künftige Oberhaupt der deutschen Kirche bezeichnet. Diese kühnen Worte waren bis nach Rom gedrungen, und bei der allgemeinen Stimmung in Deutschland lag ihre Verwirklichung nicht im Reiche der Unmöglichkeit. Es galt also, den jungen Kirchenfürsten, der so leicht gefährlich werden konnte, fester an das römische Interesse zu binden und ihn auf jegliche Weise den Humanisten zu entfremden. Alle Mittel der Schmeichelei, der Bevorzugung, der Heuchelei, des feinen Betrugs und der Täuschung, an denen es Rom niemals hat fehlen lassen, um zu seinem Zwecke zu gelangen, wurden in Anwendung gebracht, um den Kurfürsten von den Männern loszureißen, die bisher sein ausschließlicher Umgang gewesen waren, und sie von seinem Hofe zu verscheuchen. Dies war um so schwieriger, da ja der Papst die Humanitätswissenschaften ebenfalls glänzend begünstigte und die gelehrten Pfleger derselben an seinen Hof zog. Was er selbst that, mußte dem Kurfürsten verleidet werden; denn nur die deutschen Männer der Wissenschaft waren gefährlich. Schon hatte der Kardinal begonnen, Martha Bry durch glänzende Versprechungen für diesen Plan zu gewinnen; doch stand ihm ihre Neigung zu dem gefährlichsten Gegner desselben, zu Ulrich von Hutten, die ihm, wie Alles, was am mainzer Hofe vorging, hinterbracht worden war, entgegen; aber

Cajetan warf den verwegenen Gedanken auf, den kühnen deutschen Ritter durch Martha für Rom zu bekehren, zum Beweis, wie viel Rom schon durch Weiber geglückt, wie das Unmöglichscheinende durch die Sirenenstimme der Wollust erreicht worden war.

Der Kardinalshut, den Cajetan für den Kurfürsten mitgebracht, war das äußere Zeichen der päpstlichen Huld, das allem Volk verkünden sollte, in wie hoher Gunst der Kurfürst beim heiligen Vater stehe; die Briefe des Papstes an Albrecht und dessen Bruder Joachim flossen über von Huld und Segen; aber sie deuteten auch an, was der Papst zum Heile der Kirche verlange. Der schwache, weichliche Albrecht war geschmeichelt; sein Bruder nicht minder, und Martha stand bereits im Solde Roms. Sie hatte ihre Schwester, sie hatte den edeln Hutten getäuscht.

Cajetan hielt ein feierliches Hochamt im Dome mit unerhörtem Gepränge. Solch prachtvolles kirchliches Schauspiel war in der alten Reichsstadt noch nicht gesehen worden. Alle weltlichen und geistlichen Fürsten des Reichs waren auf seine Einladung erschienen und saßen im höchsten Schmuck im Chor der Kirche um den Kaiser; die Gesandten der fremden Mächte und die Abgeordneten der Städte gegenüber. Der Bischof von Augsburg mit dem ganzen Kapitel knieten zu den Seiten des Hochaltars und bedienten den Kardinal. Die Kirche war überfüllt von Menschen; Hunderte standen noch vor den geöffneten Thüren.

Nach dem Hochamte wurde der Kurfürst Albrecht von den Bischöfen von Augsburg und Würzburg zu dem Altar geführt und senkte das Knie vor dem päpstlichen Legaten, der eine lateinische Rede an ihn hielt, worin er ihn eine starke lebendige Säule der Kirche nannte und ihn nicht ohne Beziehung ermahnte, nicht zu wanken im Dienst der heiligen Kirche und selbst den Schein des Wankens zu

vermeiden. Dann verlas er das päpstliche Breve an den Kurfürsten, worin derselbe zum Kardinal ernannt wurde, und setzte demselben, während die Priesterschaft das „Komm heiliger Geist ꝛc.“ sang, den Kardinalshut auf. — Als der Kurfürst zu seinem Sitze zurückgekehrt war, schritt der Legat in der Mitte der Kleriker, welche den Hut und den Degen trugen, auf den Kaiser zu, haranguirte denselben im Namen des Papstes und überreichte die Geschenke. In seiner aus schwülstigen Phrasen zusammengesetzten Rede ermahnte er den Kaiser, gegen den Erbfeind, der nach dem Blute der Christenheit lechze, mit seinen bewaffneten Heerschaaren auszuziehen und ihn zu vernichten. Mit großem Nachdruck erinnerte er ihn, daß dies der Tag sei, an welchem Augustus einst durch den Sieg bei Actium die Herrschaft der Welt gewonnen habe; aber dieser Tag sei auch dem St. Peter heilig. Für den Kaiser möge der wichtige Tag die Bedeutung haben, daß er Konstantinopel und Jerusalem erobere und das Reich wie die Kirche bis ans Ende der Welt ausbreite. Der Kaiser dankte in wohlgesetzter Rede, steckte den Degen an, mit welchem er die Türken zu bekämpfen versprach, und ließ sich von seinem Oberkammerherrn den Hut aufsetzen. Die versammelte Menge stimmte einen Lobgesang an.

Unter den Zuschauern befanden sich viele, welche diese Feierlichkeit mit sehr gemischten Gefühlen betrachteten. Konrad Peutinger, Wilibald Pirkheimer und Albrecht Dürer standen zusammen, voll schlimmer Ahnung, daß diese von Rom gekommenen beiden Hüte Symbole neuer Knechtschaft sein möchten, wie einst der östreichische Hut in der Schweiz. Am lautesten machte sich der Unwille des nürnberger Malers Luft, der nach Augsburg gekommen war, um den Kaiser noch einmal zu malen.

An einer andern Stelle standen Ulrich von Hutten und Franz von Sickingen beisammen. Auch sie waren sich

klar bewußt, was die römischen Hüte zu bedeuten hatten, Kopfbedeckungen für den jungen deutschen Geist, Dämpfer und Erſticker der hellen Geiſtesflammen, welche aus Deutschlands Haupte aufzulodern begonnen hatten.

Unter den jungen Frauen und Töchtern des Fugger'schen Hauses erblickte man Martha Bry in dem reich verzierten Stande der Fugger in der Kirche; sie labte ihr eitles Herz an dem Gepränge, mit welchem ihr fürstlicher Freund den rothen Hut erhielt; sie fühlte im Geiste schon auf ihrem eignen Haupte eine Grafenkrone, als einen Ableger oder Ausläufer des Kardinalshutes. Die hoffärthige Buhlerin des mainzer Kurfürsten wohnte geehrt und gefeiert, wie eine Fürstin, bei Raimund Fugger; es war der Listigen geglückt, in der öden Brust ihrer Schwester Eleonore neue Hoffnungen und Wünsche zu erwecken; sie hatte die heftige leidenschaftliche Frau mit sich selbst uneins gemacht und sich dadurch sicher vor ihr gestellt. Eleonore war vom Kurfürsten äußerst gnädig empfangen und nach Mainz eingeladen worden; ihr Zorn war, wenn auch nicht vertilgt, doch entwaffnet. Er machte eine Ausnahme und unterhandelte mit sich selbst. Die lockende Fernsicht, welche Martha ihr eröffnet, ließ sie an die süßen schmeichlerischen Worte derselben glauben, und sie war nun selbst in Verzweiflung, daß sie keine Kunde von dem verlornen und nun so sehr begehrten Knaben ertheilen konnte. Kaum erinnerte sich dagegen Martha, daß sie noch eine zweite Schwester in Augsburg leben habe, und ihr fröhlicher Sinn vermochte ihren leichten Fuß nicht über die Schwelle des Dominikanerklosters zu zwingen, in welchem die fromme Barbara ihr stilles Leben abspann.

Die spätern Nachmittagstunden des Festtages füllte eine Kunstvorstellung des Doktor Faust im großen Tanzhause aus. Er hatte den Kaiser und alle Reichsfürsten eingeladen. Alle vornehmen Männer und Frauen, welche

Augsburgs Mauern jetzt umfingen, waren zugegen, ein glänzender Flor. Der berühmte Künstler nebst seinem Gefährten schienen sich um zwanzig Jahre verjüngt zu haben. Sie waren in reicher Kleidung chaldäischer Zauberer, und die, ob den außerordentlichen und, wie es schien, nur mit Hülfe übernatürlicher Wesen ausgeführten Schaustücke erstaunten Zuschauer flüsterten sich einander zu, der Gefährte und Gehülfe des Schwarzkünstlers sei ein höllischer Geist, einer von den kleinen Teufeln, und nur durch die Macht desselben sei Faust zu solchen Dingen geschickt. Niemand war geneigter dies zu glauben, als der Kaiser und Jakob Fugger, welche in dem Höllenprinzen mit einigem Schaudern den räthselhaften Menschen wieder erkannten, der ihnen schon oft und in so sehr verschiedenen Eigenschaften entgegen getreten war. Während die von Erstaunen, in welches sich ein leises Grausen mischte, ergriffenen Zuschauer noch mit Gedanken an Hölle und Teufel beschäftigt waren, erschien, auf Faust's Wink mit dem Zauberstabe, eine dichte Wolke, welche sich allmälig rosenroth färbte. Ein zweiter Wink des Zauberers, und die Wolke theilte sich von einander; man sah das Innere der neuen Mariakirche zu Regensburg mit dem Altar, auf welchem das so schnell berühmt gewordene Muttergottesbild leuchtete. Am Altar knieten der Apostel Petrus und der Papst Leo anbetend. Maria reichte dem Apostel eine Rose, dem Papst eine Schwertlilie. Im Nu war der Altar in das verkleinerte Bild der damals im Bau begriffenen St. Peterskirche in Rom verwandelt. Der heilige Petrus pflanzte die Rose in die Kirche, der Papst die Lilie davor. Die Blumen wuchsen mit der Kirche, und ein süßer Engelsgesang ließ das Ave Maria sanft ertönen. Bald hatte die Rose alle Räume der Kirche erfüllt und eine Menge Blüthen getrieben. Die Lilie aber trieb nur Blätter, welche wie scharfe Schwerter die Kirche

umstarrten. Ein grimmer Eber mit mächtigen Hauern stürmte heran und rannte an die Kirche, gleichsam als wolle er sie umstürzen, die Lilie streckte ihm ihre Schwerter entgegen, aus den Rosen schlugen Flammen empor, die nach dem wüthenden Unthier züngelten; aus dem Portale der Kirche trat das Lamm Gottes mit dem Siegespanier, streckte damit den Eber nieder und kehrte in den Tempel zurück. Aus dem Gipfel der Rose war unterdeß die päpstliche Tiare, aus dem der Lilie die deutsche Kaiserkrone emporgewachsen und beide vereinte ein Rosenkranz. Die Wolke schloß sich wieder über dem Gebild, und gleich darauf war auch sie verschwunden. Vor dem Kaiser aber lagen auf einem seidnen Kissen eine Rose und eine Lilie, Niemand wußte, wie sie dahin gekommen waren. Verwundert griff er danach, aber er hielt ein Crucifix und einen Dolch in der Hand. In demselben Augenblick gewahrte Martha Bry einen Rosenkranz auf ihrem Schoße. —

Jedermann verstand die Deutung dieser wunderbaren Bilder, und die Kirchenfürsten und Prälaten behaupteten, dergleichen könne nicht mit des Teufels Hülfe hervorgebracht werden. Der Kaiser ließ den Doktor Faust zu sich entbieten; er wünschte von dem außerordentlichen Manne etwas Bestimmtes über die Dauer seines Lebens zu erfahren. Martha Bry aber fühlte sich über die ihr zu Theil gewordne Auszeichnung sehr geschmeichelt. Auch sie hatte ein heimliches Anliegen an den Schwarzkünstler und ließ ihn durch ihre Zofe zu einer Zusammenkunft einladen.

Trotz dieser und andrer Künste und Ränke fand der Kardinal Cajetan einen hartnäckigen Widerstand bei den Ständen in Bezug auf den beantragten Türkenkrieg. Niemand glaubte daran, daß es dem Papst Ernst damit sei, und so sehr auch der Kaiser sich kümmerte, daß seine alte Lieblingsidee, die ihm der Papst jetzt so freundlich entgegen brachte, so wenig unter den Fürsten Anklang fand,

man spottete sogar öffentlich über die florentinischen Künste, die da Türken an die Wand zauberten, wie Doktor Faust, um den Deutschen ihr Geld aus den Taschen zu zaubern eben so, wie der berühmte Schwarzkünstler. Man nannte den Papst den römischen Faust; man nannte sie beide die Brüder Hexenmeister. Laut sprach man es aus in den Reichstagsversammlungen, in den Schenken und Herbergen, auf den Straßen: die Türken, welche die Deutschen mit aller Macht zu bekämpfen haben, seien in Italien daheim. Dazu müsse man aber das Geld fein behalten. Die Deutschen wären lang genug schwer von Begriffen gewesen und hätten die römischen Lügen geglaubt. Um sich das ewige Heil vom Papste zu erwerben, hätten sie ihm ihr irdisches hingegeben, und er habe es in Saus und Braus verpraßt. Aber man sei der Finten und Finessen müde. Der Papst könne keinem Menschen zur Seligkeit verhelfen; das könne nur der Glaube an das erlösende Blut Christi. Wie die Ablaßgelder nicht zum Bau der St. Peterskirche, sondern mediceischer Lustschlösser verwendet würden, so sei auch die Türkensteuer nur zur Befriedigung römischer Wollüste bestimmt. Der Kaiser aber sage Ja und Amen dazu, um dadurch zu der lang begehrten Reichssteuer zu gelangen. Es handle sich bei Papst und Kaiser um nichts weiter, als die leeren Kassen zu füllen. Es erschienen Schriften, in welchen das päpstliche Ansinnen lächerlich gemacht wurde, und obgleich Ulrich von Hutten, auf dessen Stimme man viel gab, in einer meisterhaften Rede die deutschen Fürsten ermahnte, gegen die immer drohender anwachsende Macht der Ungläubigen im Osten zu Felde zu ziehen, so warnte er doch nachdrücklich, nicht das Geld dazu erst nach Rom zu schicken, wo es vergeudet werde.

So kam es denn, daß die Stände die Türkensteuer entschieden ablehnten. In dem kläglichen Zustande, in welchen das Reich während der letzten Jahre durch Krieg,

Theurung und Aufruhr gerathen, werde sich eine so bedeutende Auflage gar nicht eintreiben lassen. Ueberdies beklage sich der gemeine Mann schon über all das Geld, das aus dem Reiche ohne Nutzen für dasselbe weggehe. Schon oft habe man durch Cruciat und Indulgenz zu einem Türkenkriege beigesteuert, aber noch niemals erfahren, daß irgend etwas gegen die Türken geschehen sei. So frisch von der Leber hatten die deutschen Stände noch nicht zum Papste gesprochen, und da nun einmal das Siegel ihres Mundes gelöst war, so beschwerten sie sich bitter über alle Uebelstände und Plackereien, die Deutschland von Rom aus aufgebürdet wurden. Es war ein langes Sündenregister, das sie dem bestürzten Kardinal-Legaten vorhielten, und jedes Wort darin war ein Schwertstreich gegen die päpstlichen Erpressungen. — Und um dieser bis dahin unerhörten Anklage des endlich ganz und allgemein erwachten deutschen Selbstgefühls gegen die heuchlerischen Anmaßungen des Papstes die Krone aufzusetzen, machte der Bischof von Lüttich eine Eingabe an den Kaiser und die Fürsten, worin er mit scharfer Feder alle Ungerechtigkeiten aufzählte, welche die deutsche Kirche von den römischen Courtisanen erfahre. Diese starken Jäger, Kinder Nimrod, sagte er darin, gingen täglich auf die Jagd von Pfründen; Tag und Nacht sännen sie auf nichts, als die canonischen Wahlen zu zerstören; das deutsche Geld, sonst zu schwer für einen Atlas, fliege über die Alpen.

Diese Schrift machte ungeheures Aufsehen; der Kaiser sah mit Schrecken, wohin es in Deutschland gekommen war, und der schlaue Legat ahnete, daß die Glorie um die dreifache Krone in Deutschland verschwunden sei, und daß kein Faust sie wieder herbeizaubern könne. Um so größer, meinte er, müßten die Anstrengungen sein, und er nahm seine Maßregeln. Er suchte sich mit dem mainzer Kurfürsten auf einen freundschaftlichen Fuß zu setzen; sie

waren oft zusammen in der Gesellschaft des Kaisers, sie ritten zusammen aus, und Kurfürst Joachim von Brandenburg wie die Markgrafen Kasimir und Georg von Brandenburg, die beiden ältern Brüder des Markgrafen Johann und des Hochmeisters Albrecht waren dann von der Partie. Aber auch mit Martha Bry hatte der Legat mehre geheime Unterredungen. Auf ihre thätige Hülfe rechnete er am meisten, und er hatte dabei vorzüglich Ulrich von Hutten im Auge. Auch mit dem Doktor Faust verkehrte er viel. Die ganze römische Partei war im Stillen sehr thätig.

So ging auch ein Bote des Legaten nach Wittenberg mit dem Befehl an den Doktor Luther ab, sich in Augsburg zur Verantwortung zu stellen.

Der Kaiser war mit seinem Plane etwas glücklicher. Es ist bekannt, daß Böhmen seine Kurrechte seit der Absetzung des Königs Wenzel (1400) nicht ausübte, so daß nur sechs Kurstimmen bestanden, drei geistliche und drei weltliche. Jene waren Mainz, Trier und Köln, diese Pfalz, Brandenburg und Sachsen. Noch vor Kurzem hatte Maximilian auf keine einzige Stimme für die Wahl seines Enkels zum römischen Könige rechnen können. Der König von Frankreich Franz schaute bereits nach der deutschen Königskrone aus, da die Kunde von des Kaisers Kränklichkeit und die Prophezeihung seines baldigen Todes sich allgemein verbreitet hatten. Die beiden Brüder Hohenzollern Joachim und Albrecht, im Besitz der Kurstimmen von Brandenburg und Mainz, hatten Ursach gehabt mit dem Kaiser unzufrieden zu sein, und waren auf die Unterhandlungen mit dem französischen König eingegangen, ja sie hatten ihm bereits vorläufige Versprechungen gemacht, und Ulrich von Hutten war von Albrecht in dieser Angelegenheit nach Paris geschickt worden. Die Stimme des Kurfürsten Hermann von Köln war aus mancherlei Ursachen mindestens sehr zweifel-

haft gewesen. Der Kurfürst von der Pfalz war durch die Unbilden, die er im Erbfolgekrieg vom Kaiser erfahren hatte, dessen offner Gegner. Der Kurfürst Friedrich von Sachsen war zu vielfach gekränkt worden und ein zu fester Charakter, als daß darauf zu rechnen gewesen wäre, er würde auf die Wünsche des Kaisers eingehen. Und der Kurfürst Richard von Trier, ein geborner Greifenklau, hatte von der kaiserlichen Partei bei seiner Wahl allerlei Intriguen erfahren und sich Sachsen angeschlossen. Durch den Kardinalshut, durch die Billigung des von Albrecht von Mainz getriebenen Ablaßhandels, durch die Schmeicheleien des Papstes und das feine Benehmen des Kardinals-Legaten Cajetan, durch das persönliche Entgegenkommen des Kaisers, das immer mit einem unwiderstehlichen herzengewinnenden Zauber verknüpft war, durch die Vettern Markgrafen Kasimir und Georg, die dem Kaiser sehr ergeben waren, weil er zu ihrer an ihrem Vater ausgeübten Schandthat schwieg, wurden die beiden Hohenzollern zuerst gewonnen, und als Maximilian, auf Cajetans Betrieb, dem Kurfürsten Albrecht Hoffnung machte, daß Martha Bry zur Gräfin von Aschaffenburg erhoben werden solle, durfte er mit Gewißheit auf die Stimmen von Mainz und Brandenburg rechnen. Der Kurfürst von Köln wurde durch reiche Geldgeschenke, die Jakob Fugger herlieh, und durch Pensionen, die der Kaiser seinen Brüdern und Verwandten versprach, auf dessen Seite gezogen. Um den grollenden pfälzer Kurfürsten auszusöhnen und zu gewinnen, bediente sich der Kaiser des Pfalzgrafen Friedrich, Bruders des Kurfürsten. Seit nämlich der Minnehandel dieses Fürsten, des einstigen Genossen des Erzherzogs und Königs Philipp an allen Leichtfertigkeiten, mit der ältesten Prinzessin desselben, der stolzen Eleonore, jetzigen Königin von Portugal, entdeckt worden war und ihm die Ungnade des Kaisers, der Erzherzogin Statthalterin Margaretha und des Königs

Karl zugezogen hatte, glaubte der gedemüthigte, an den Aufenthalt in der östreichischen Familie und das üppige Hofleben in den Niederlanden gewöhnte Pfalzgraf nicht genug thun zu können, um den Kaiser und dessen Haus wieder zu versöhnen. Er bot daher allen Einfluß auf seinen Bruder, den Kurfürsten, auf, um dessen Stimme für den König Karl zu gewinnen, und es gelang ihm. Um den Kurfürsten Friedrich von Sachsen herbei zu ziehen, wurden die Unterhandlungen mit ihm und seinem Bruder und Nachfolger, dem Herzog Johann, in Bezug auf eine Vermählung des Sohnes des Letztern, des Prinzen Johann Friedrich, künftigen Erbens der Kur, und der jungen Erzherzogin Katharina, Infantin von Spanien, der jüngsten Schwester des Königs Karl und noch in Spanien, ihrem Geburtslande verweilend, eifrig betrieben. Sie führten während des Reichstags zu einer Verlobung. Allein der charakterfeste Friedrich der Weise von Sachsen war damit noch keineswegs gewonnen, und Richard von Trier stand ihm treulich zur Seite. Dagegen war Böhmen in den Gesandten des jungen Königs Ludwig von Ungarn und Böhmen wieder herbei gezogen. Dieser König war ja mit Maria, der Schwester Karls vermählt, und seine Schwester Anna stand im Begriff die Gemahlin des Erzherzogs Ferdinand zu werden. Böhmen sprach also seine Billigung der Wahl Karls aus. So waren fünf Kurstimmen für Maximilians Wunsch, und die beiden übrigen durfte er doch noch zu gewinnen hoffen; denn es stand zu erwarten, daß der alte Kurfürst von Sachsen auf die Dauer den Bitten seines Bruders und Neffen und dem Einfluß der glänzenden Verbindung des Letztern mit dem östreichisch-spanischen Hause nicht werde widerstehen können. Und mit der sächsischen mußte die trier'sche Stimme von selbst kommen.

Die tiefern Gründe der Abneigung Sachsens und Triers wurden natürlich nicht offen genannt; die äußern

Einwendungen bestanden aber vorzüglich in zwei Hauptpunkten: eine päpstliche Konstitution verbiete ausdrücklich, daß die Krone des Königreichs Neapel, deren Besitzer Karl von Spanien war, und die Krone des deutschen Reichs jemals auf einem Haupte vereinigt werden dürften, und dann: es sei gänzlich unstatthaft, einem nicht gekrönten Kaiser einen römischen König zur Seite zu setzen. Maximilian bot Alles auf, die äußern und innern Gründe zu beseitigen. Jakob Fugger verkehrte oft mit ihm, und Veit Schellenberger trug den schweren Kasten voll kremnitzer Dukaten mehr als einmal in die kaiserliche Pfalz. Niemals hatte sich das Fugger'sche Haus dem Kaiser so treu ergeben bewährt, als an diesem Reichstage. Mit dem Legaten verhandelte der Kaiser eben so eifrig, und mehr als ein Bote ging aus der Kanzlei des Erstern nach Rom. Maximilian verlangte von Leo die unverzügliche Aufhebung jener beschränkenden Konstitution in Bezug auf die neapolitanische Krone; dann bat er um die Uebersendung der Kaiserkrone, die beiden Kardinäle Albrecht von Mainz und Julius Medicis sollten ihn in Trient krönen, oder der Papst solle selbst zur Krönung dorthin kommen; denn eine Reise des Kaisers nach Rom, um sich dort krönen zu lassen, war in den jetzigen Zeitverhältnissen und vorzüglich während des Reichstags ganz unmöglich. Aber der päpstliche Ceremonienmeister behauptete, die Kaiserkrönung könne niemals außerhalb Rom stattfinden, d. h. der schlaue Leo hielt den Kaiser durch diese Erklärung in Abhängigkeit von sich und suchte dadurch jedes Auflehnen der Deutschen gegen die päpstliche Gewalt und jede reformatorische Bewegung in Deutschland niederzuhalten. Maximilian verfiel endlich sogar auf einen abenteuerlichen Plan, der freilich an ihm, dem romantischen Schwärmer, nicht sehr befremden durfte. Er dachte nämlich daran abzudanken und den Rest seiner Tage in Neapel zuzubringen. Es verstand sich von selbst,

daß er damit meinte, sein Enkel Karl solle ihm dieses Königreich gegen die deutsche Krone auf Lebenszeit überlassen. Dadurch wären beide Hindernisse mit einem Male beseitigt gewesen. Auf diesen Gedanken war er durch einen vertraulichen Rath, eine Art Prophezeihung des Doktor Faust gekommen: er werde am Grabe des Zauberers Virgil die Erfüllung seiner schönsten Wünsche finden. Auch seine Aerzte hatten behauptet, unter Neapels mildem Himmel werde er seine Gesundheit wieder erlangen.

Unter diesen Umständen war es natürlich, daß Maximilian die Sache der Humanisten völlig aufgab und sich von der Bewegung gegen die Papstgewalt in Deutschland ausschloß. Er hatte nach dem eitlen Ruhm gegeizt, für einen Beförderer der jungen Wissenschaft zu gelten, jetzt aber nahm er dies Wort in römischer, nicht in deutscher Bedeutung; seiner Hausinteressen wegen verließ er die große deutsche Sache, ja er verrieth sie an den Papst, und er und Cajetan zogen auch den Kurfürsten von Mainz zu sich herüber. Was kümmerte den Kaiser jetzt der schwache Versuch des wittenberger Mönchs, sich dem mächtigen Rom zu widersetzen! Luther war in Maximilians Augen ein verlorner Mann. Zwar ließ er dem Kurfürsten von Sachsen einmal sagen: er möge den Mönch warm halten; man könne nicht wissen, wozu er noch zu brauchen sei. Aber damit wars ihm doch nur halb Ernst. Er wünschte die sächsische Kurstimme für seinen Enkel zu gewinnen; darin lag der Grund jener Worte. Vielleicht schwebte ihm auch der dunkle Gedanke vor, dem Papste bei Gelegenheit durch Luther Zugeständnisse abzunöthigen.

5.

Kaiserliche Vergnügungen.

Der Kaiser suchte sich die Grillen auf seine Weise zu verscheuchen. Er ritt in vertrauter Umgebung, meist mit den brandenburger Markgrafen, oft auf die Reiherbeize; er mischte sich unter das Volk. Besonders angelegentlich beschäftigte er sich aber mit der Ausrichtung einer Hochzeit. Ehebündnisse zu veranstalten und Hochzeiten zu feiern war immer eine Lieblingsneigung des fröhlichen Max gewesen. Diesmal hatte er, um sich das brandenburger Haus nur noch mehr zu verbinden, ein Ehebündniß zwischen dem Markgrafen Kasimir, dem ältesten Vetter der beiden Kurfürsten von Brandenburg und Mainz, dem Hauptverbrecher gegen seinen Vater und nichtsdestoweniger gewissermaßen Liebling des Kaisers, und seiner Nichte, der Prinzessin Susanna von Baiern eingeleitet und glücklich zu Stande gebracht. Das Beilager wurde vom Kaiser in Augsburg zugerichtet. Die fürstliche Braut kam am 24. August in Geleitschaft ihrer Brüder, der Herzöge von Baiern, nach Augsburg. Sie hielt einen prächtigen Einzug mit neun Wagen und dreihundert Reitern. An der Wertachbrücke ward sie vom Kaiser, ihrem Ohm, und allen in Augsburg anwesenden Kurfürsten und Fürsten eingeholt. Der Kaiser nahm die Braut auf seinen Wagen; der Bräutigam und der Kurfürst Joachim ritten neben her. Voran der Reichsmarschall mit dem bloßen Schwerte, ringsum über hundert Trabanten, vorab eine Schaar Edelknaben zu Pferd. Das ganze Feld erschallte vom Klang der Trompeten; denn die Fürsten hatten, der Braut zu Ehren, alle ihre Trompeter mit hinausgenommen. Der Zug ging zur Ulrichskirche, wo das Brautpaar vom Kar-

dinal-Erzbischof von Mainz ehelich getraut wurde. Das Hochzeitfest dauerte mehre Tage, und es wurden mehre Scharfrennen auf dem Weinmarkt gehalten, welchen der Kaiser, die Kurfürsten und das Brautpaar aus Jakob Fuggers kostbar ausgeschmückten Hause zusahen; Tanz und Mummerei und eine Kunstproduction des Doktor Faust verschönten das Fest und bereiteten dem Kaiser einige heitre Stunden. Nach dem Feste gaben er und die Fürsten dem jungen Ehepaare bis an die Wertach das Geleite nach Onoldsbach (Anspach). Um den auf der Plossenburg als wahnsinnig eingesperrten Markgrafen Friedrich bekümmerte sich kein Einziger dieser Herren.

Daran reihete sich ein Armbrust-Gesellenschießen, welches der Stadtrath in der Rosenau zu halten ausgeschrieben hatte. Der Kaiser gab der Schützengesellschaft drei Preise zu verschießen, eine silberne vergoldete Schale, 35 Gulden an Werth, einen Ochsen für zwölf Gulden und sechs Ellen Sammt. Es kamen zusammen 169 Schützen mit 27 Fahnen, worunter auch Kaiser Maximilian und viele Fürsten sich befanden. Das Fest währte vier Tage und dann, als Kurfürst Joachim von Brandenburg nochmals 20 Gulden zu verschießen hergeschenkt hatte, wiederum drei Tage. Hernach wurde auch noch ein Vogelschießen von den Handbogenschützen gehalten; der Kaiser und seine Hofherren schossen selbst mit nach dem auf einer hohen Stange aufgesteckten Vogel, und er gab einen Damast zum Besten. Endlich wurde auch ein Roßlaufen angestellt. Mit solchen Dingen suchte sich der Kaiser die Sorgen und den Kummer zu vertreiben, die ihm die Stände und Verhältnisse bereiteten. Mitten unter dem fröhlichen bunten Menschengewimmel vergaß er seine Leibesschwachheit und die Noth des Reichs, die Zänkereien der Fürsten, den Pfaffentrug; es flog ihn an wie ein schöner Jugendtraum, und die Poesie seines Lebens, welche die Krone ihm ver-

scheucht, kehrte noch einmal im Abendroth eine Stunde bei ihm ein und küßte ihm lächelnd die von Alter und Noth gefurchte Stirn auf Augenblicke glatt.

Aber kaum war die helle Stunde vorüber gerauscht, ja oft schon während ihrer Dauer, kam ein tiefer Trübsinn über Maximilians Herz und mitten in all diesem Drängen und Treiben der Geschäfte und des Vergnügens überraschte ihn oft genug eine düstre Todesahnung, und in einer weichen wehmüthigen Stimmung nahm er von den heimziehenden Ständen Abschied. Es war zuletzt noch heftig zugegangen und nicht ohne schweren Verdruß und Aerger für den Kaiser. Die Erklärung der Fürsten, über die Türkenhülfe erst Rücksprache mit ihren Unterthanen nehmen zu wollen, war so neu und unerhört, daß der Kaiser entrüstet darauf antwortete: solches sei nicht Gebrauch; die Fürsten seien nicht an die Bewilligung ihrer Unterthanen gebunden; diesen liege ob zu gehorchen. Die Fürsten erwiederten: gar mancher Reichstagsbeschluß habe deshalb nicht ausgeführt werden können, weil man die Unterthanen nicht erst darüber gefragt; solches könne ferner nicht mehr angehen. Maximilian verstand den neuen Geist nicht, der ihm aus diesen bestimmten Aeußerungen entgegen trat. Die Kurfürsten verwahrten sich sämmtlich feierlich gegen ihre Unterwerfung unter das Kammergericht. Ueber die Verbesserung der Einrichtung desselben konnte man sich nicht einigen; es verlor alle Wirksamkeit. Auf der andern Seite häuften sich die Beschwerden über große Unordnung und Gewaltthat im Reiche. Die Zeiten des Faustrechts schienen wiedergekehrt. Hatte doch der Ritter Franz von Sickingen als pfälzischer Lehnsträger den Reichstag bald nach dessen Eröffnung verlassen, nachdem er vom Kaiser aus Rücksichten für den zu gewinnenden Kurfürsten von der Pfalz zum kaiserlichen Rath und Diener angenommen und ernannt worden war, und mit einem mächtigen Heer

von 8000 Landsknechten und 500 Reitern das feste Darmstadt überzogen, um Rache an Hessen zu nehmen, wegen der von demselben im pfälzischen Erbfolgestreit gespielten Rolle, und hatte einen Vertrag erzwungen, wonach ihm fünfundvierzigtausend Gulden unter den drückendsten Bedingungen zugesagt worden waren. Vergebens hatte eine Reichstagsdeputation dem Kaiser Vorstellungen wegen dieses Landfriedensbruchs gemacht; er wagte nichts dagegen zu thun. Er konnte nicht Herr der Unordnung werden, weil er in seinen Hausinteressen befangen war. — Der trotzige Herzog Ulrich von Würtemberg war in die feindseligste Opposition gegen den Kaiser getreten; in den Niederlanden hatte sich der Herzog von Geldern wieder erhoben, der kleinen Fehden, Zänkereien und Widerwärtigkeiten gegen den Kaiser nicht zu gedenken. Der abscheulichen Gewaltthat der von ihm so sehr geliebten jungen Markgrafen von Brandenburg gegen den leiblichen Vater ist schon erwähnt. Kummerschwer und seufzend dachte Maximilian daran, das undankbare Deutschland, das ihm so theuer, zu verlassen und in Neapel sein Leben zu beschließen. Seine Liebe glaubte ein Recht zu haben, die deutschen Stände undankbar zu schelten; er durfte behaupten, daß er durch seine Verbindungen mit dem burgundischen und dem spanischen Herrscherhause das ohnmächtige deutsche Reich wieder groß gemacht habe. Daß er die Hauptaufgabe, welche die Zeit an ihn gestellt, die wahre Größe Deutschlands versäumt, begriff er nicht. Er hatte ja diese wahre Größe nie begriffen. Konnte man ihm aber den Schmerz über die schlimmen Erfahrungen am Abende seines Lebens verargen? Durchzuckte ihn wol die bittre Erkenntniß, daß er sein Leben doch verfehlt habe?

6.

Der Augustinermönch von Wittenberg.

Die Fürsten hatten Augsburg verlassen; der Kaiser stand im Begriff ebenfalls abzureisen, als ihm gemeldet wurde, der wittenberger Doktor der Theologie Martin Luther sei angekommen und ersuche ihn um einen kaiserlichen Schutzbrief. Er schlug ihn ab; er wollte den Mönch nicht schützen, der in Rom bereits verurtheilt war. Inzwischen liefen aus der Stadt mehre Verwendungen für Luther ein, sogar eine vom Magistrat, an welchen der Doktor Empfehlungsschreiben seines Kurfürsten mitgebracht. Am lebhaftesten verwendete sich für ihn die freisinnige Bürgerpartei, zu welcher Ulrich Fugger gehörte, gewissermaßen ihr Haupt. Die Räthe des Kaisers stellten diesem vor, daß es den Kurfürsten von Sachsen von neuem beleidigen heiße, wenn dem Mönche, für welchen sich jener lebhaft interessire, der Schutzbrief versagt würde. Dies wirkte. Der Kaiser hatte eine persönliche Unterredung darüber mit dem Kardinal Cajetan, und dieser willigte endlich ein, wenn Luthers Name nicht im Schutzbrief genannt werde. Auf diese Weise wurde der Brief ausgefertigt. Am folgenden Tage, den 12. Oktober, war Luther zu Cajetan beschieden.

Ein armer und bescheidener Fußwanderer war der Professor und Augustinermönch Luther in das reiche prächtige Augsburg getreten und hatte nach kurzer Rast im Kloster seines Ordens seine Briefe abgegeben. Aber der Name dieses unscheinbaren Mannes war nicht nur gekannt, er war schon geehrt in dem stolzen Augsburg, und wackre Bürger, an welchen die pomphafte Pracht des päpstlichen Legaten und die Herrlichkeit der Reichsfürsten,

ohne einen mehr als gleichgültigen Eindruck auf sie zu machen, vor kurzem erst vorübergegangen war, sammelten sich schnell um den einfachen Lehrer von der norddeutschen Universität. Das waren Ulrich Fugger und sein jüngerer Bruder Hieronymus, jetzt neunzehn Jahre alt, ein Feuerkopf und für dieselben Ideen erglühend, wie Ulrich; das waren Konrad Langmantel, Kaspar Lauginger, Philipp von Stetten und Andre, Alle des Papstes heiße Feinde und Feinde jeder Unterdrückung des Volks, wahre begeisterte Volksmänner, die Luthers kühnes Wort mit Jubel begrüßt hatten und seine Ablaßpredigt schier auswendig konnten. Die gedrungene kräftige Gestalt des Thüringers, der mit ihnen noch im angehenden Mannesalter stand (Luther war eben daran, bald seinen fünfunddreißigsten Geburtstag zu erleben), der starke Geist, der aus seinem Auge blitzte, seine besonnenen Aeußerungen, die stets das Rechte trafen, befestigten den Eindruck, welchen seine Predigt gemacht; alle diese jungen Bürger wurden seine Freunde und Anhänger; sie verschafften ihm nicht nur den kaiserlichen Schutzbrief, sie sagten ihm auch ihre persönliche Hülfe zu.

Luther wurde von Ulrich Fugger eingeladen und mit Auszeichnung empfangen. Ulrich von Hutten war bereits wieder mit dem Kurfürsten Albrecht nach Mainz zurückgereist, und so verfehlten sich diese beiden für einander geschaffnen Männer, die schon in Erfurt zusammengelebt hatten, ohne sich kennen gelernt zu haben, auch hier.

Die Unterhandlungen wegen des Schutzbriefes dauerten vier Tage, und Luthers Freunde gaben durchaus nicht zu, daß er sich, bevor er nicht den kaiserlichen Brief in der Hand habe, auf eine persönliche Zusammenkunft mit dem Legaten einlasse, wie auch Versuche dazu gemacht wurden. So kam ein Italiener, Namens Urban von Serralonga, welcher früher als Gesandter des Markgrafen von

Montferrat in Deutschland eine Zeit lang am sächsischen Hofe in Wittenberg gelebt hatte, zu Luther und erbot sich, wie er vorgab aus innerer Theilnahme an Luther und aus freiwilligem Antriebe, zu einer Vermittlung zwischen demselben und Cajetan. Doch liefen am Ende seine Vorschläge, so recht er auch Luther in den meisten Beziehungen gab, auf Gehorsam und Widerruf hinaus.

„Erst soll mich der Kardinal-Legat hören und besser unterweisen," versetzte Luther fest. „Bin ich von ihm aus dem Neuen Testament gründlich und zu meiner Ueberzeugung widerlegt, soll es nicht an meinem Widerruf und Gehorsam fehlen."

„Oho! Ihr setzt Euch auf ein hohes Pferd!" rief der Italiener. „Wollt Ihr etwa mit dem Kardinal ein Turnier halten? Oder bildet Ihr Euch ein, der Kurfürst von Sachsen würde Eueretwegen einen Krieg mit Papst und Kaiser beginnen?"

„Ich bilde mir gar nichts ein, am wenigsten solche Lächerlichkeiten. Ich berufe mich allein auf das Wort Gottes, welches höher ist, als das Wort des Papstes."

„Und wo wollt Ihr bleiben, wenn Euch Euer Kurfürst im Stich läßt?"

„Unter dem Himmel," schloß Luther das Zwiegespräch.

Und mit dieser unerschütterlichen Ueberzeugung, mit diesem Muthe, mit dieser Resignation ging der arme Mönch zu dem prunkenden italienischen Kirchenfürsten. Was kümmerten ihn die aufgeblasenen trotzigen Hatschiere an den Thüren, was die in Gold starrenden Kämmerer, die prunkenden Prälaten in den Zimmern? Ruhig und bescheiden schritt er über die kostbaren venetianischen Teppiche durch die mit königlichem Luxus überladenen Gemächer.

Die Neugierde der Höflinge schaarte sich um ihn; er wurde gemeldet, mußte aber lange warten. Als er endlich beim Kardinal eingeführt wurde, empfing ihn dieser

in der ganzen von ihm beliebten imposanten Pracht in Mitte einer Anzahl vornehmer Kleriker und weltlicher Herrn von Adel. Der erhaltenen Anweisung zu Folge, warf sich der Mönch auf die Knie vor dem Römer. Dieser hieß ihn mit herablassender Freundlichkeit aufstehn. Luther gehorchte, und da der Kardinal schwieg, erhob er die Stimme: „Ew. Eminenz hat mir den Befehl zugehen lassen, hier zu erscheinen, und als ein gehorsamer Sohn der Kirche bin ich diesem Befehle nachgekommen und bereit zu hören, wie Ihr mich der Irrthümer zeihen und eines Bessern unterweisen werdet.“

„Vor Allem, mein lieber Sohn in Christo,“ antwortete der Kardinal äußerst freundlich, „geziemt dir unbedingter Gehorsam gegen die Mutter Kirche und St. Peters heiligen Stuhl. Die Kirche steht viel zu hoch, um mit einem trotzigen Widerspänstigen zu unterhandeln. Du hast dich ihrem mütterlichen Befehl zu fügen. Und sie befiehlt dir jetzt durch meinen Mund unbedingten Widerruf deiner Irrlehren und legt dir für die Folgezeit Schweigen auf.“

„Das Fundament der Kirche ist die heilige Schrift,“ fuhr Luther unerschrocken fort; „sie, das reine Wort Gottes, ist der Fels, auf welchen sie gebaut ist. Auf diesen Felsengrund habe ich mich gestellt und aus dem klaren Brunnen, der ihm entquillt, geschöpft. Möglich, daß ich mich dabei irrte. Habt also die Gnade, mir meine Irrthümer näher zu bezeichnen, und seid versichert, daß ich — sofern Ihr mich aus dem lebendigen Worte Gottes widerlegt — mich jedem Befehle fügen, widerrufen und schweigen werde.“

Der Kardinal begann sofort die Lehre vom Ablaß, Glauben und Abendmahl im Sinne der scholastischen Theologie und nach der Darstellung seines Meisters, des Thomas von Aquino abzuhandeln, aber Luther war in diesen spitz-

findigen Winkelzügen, in dieser geistigen Taschenspielerkunst so wohl erfahren, er hatte die Schriften der Scholastiker so gründlich studirt, daß ihm der Kardinal nichts Neues sagen konnte, und er war so wohl gesattelt, daß er jede Behauptung Cajetans mit einer Bibelstelle bescheidentlich, aber fest widerlegte.

Da diese Unterhaltung schon weit über eine Stunde gedauert hatte, so war der Kardinal ermüdet und bestellte den bibelgewappneten Mönch auf den folgenden Tag wieder.

Luther brachte den Abend bei Ulrich Fugger zu, umgeben von der wachsenden Zahl seiner Freunde, die seinen Muth stärkten. Die Kunde von seinem ruhigen, bescheidnen, aber festen Wesen hatte sich bereits in der Stadt verbreitet; er hatte selbst seinen Gegnern Achtung abgewonnen.

Die Unterredung des andern Tags war eine Fortsetzung der erstern. Auf die Behauptung des Kardinals von der Lehre vom Schatz der Kirche an überfließenden guten Werken, auf welche der Ablaß gegründet war, erwiderte Luther mit edler Freimüthigkeit: Niemand könne mehr, ja auch nur so viel Gutes thun, als er solle; denn alle Menschen seien schwache Sünder, die Gottes Gebot nicht nachzukommen vermöchten. Aus diesem Grunde könne denn auch die Kirche unmöglich einen aufgehäuften Schatz an überfließenden guten Werken besitzen, aus welchem sich Ablaß ertheilen lasse. Christi Erlösungstod sei allein der ewige Gnadenbrunnen für die hilfsbedürftige Menschheit; aber Christi Verdienst sei kein Ablaßschatz; er spende seinen Segen frei und wirke die Gnade Gottes ohne päpstliches Zuthun. — Unmöglich könne er den Papst und das kanonische Recht über die heilige Schrift setzen, laut dem Ausspruch des Apostels Paulus im Briefe an die Galater: „Wenn ein Engel vom Himmel euch das Evangelium anders predigen würde, als ihr es em-

pfangen habt, der sei verflucht.“ — Doch wolle er des Friedens wegen über den Ablaßhandel schweigen, sofern auch seine Gegner schwiegen. Dahingegen könne er, und bevor er nicht aus der Bibel eines Bessern belehrt würde, den Satz nicht aufgeben: daß wir nur durch den Glauben und die Gnade Gottes selig würden. Denn er sei nicht aus Eitelkeit oder Anmaßung gegen die Kirchenlehre aufgetreten, sondern aus Pflicht gegen Gott und seines Gewissens halber.

Der Kardinal sah immer mehr ein, daß er es mit einem wohlgewaffneten Gegner zu thun habe und lud ihn abermals auf den folgenden Tag ein. Luther setzte in der Gastzelle des Augustinerklosters, die er bewohnte, eine Vertheidigungsschrift auf, in welcher er behauptete, seine Lehre sei rein katholisch, doch könne er als Mensch irren, er berufe sich also auf das Urtheil der Universitäten in Basel, Freiburg, Löwen und Paris. Diese Schrift überreichte er am folgenden Tage vor Beginn der Unterredung dem Kardinal. Aber dieser nahm keine Kenntniß davon; er hatte sich nun überzeugt, daß mit der Freundlichkeit und der Belehrung bei Luther nichts auszurichten sei, und versuchte ihn jetzt durch Strenge und Drohungen einzuschüchtern. Unverzüglichen Widerruf verlangte er, oder Luther solle der härtesten Kirchenstrafen gewärtig sein. Zu aller Zeit hat die Gewalt zu Feuer und Schwert gegriffen, wenn sie die Vernunft nicht zu widerlegen und zum Schweigen zu bringen vermochte. Aber Luther war eben so wenig zu schrecken, wie zu widerlegen; auch er wurde heftig; sein Eifer riß ihn zu harten Worten hin, mit denen er sich fort und fort auf die Bibel berief. Die bedenkliche Wendung des Gesprächs schnitt der Kardinal plötzlich mit den Worten ab: „Genug deiner frechen Reden! Geh' und kehre nicht zu mir zurück, wenn du nicht widerrufen willst!“ Und Luther ging.

Der besonnene Konrad Peutinger und Andre riethen dem wittenberger Freunde zu weiser Nachgiebigkeit, nicht zu Widerruf; sie stellten ihm vor, daß er verloren sei, wenn er dem mächtigen Kardinal gegenüber in einer trotzigen Stellung beharren würde; er sei aber schuldig sich der guten Sache zu erhalten. Auch hatten die Macht und Herrlichkeit der Kirche ihren Eindruck auf Luthers Gemüth nicht verfehlt, und dieser sich mit der tiefen Ehrfurcht vor dem Papst und den hohen Kirchenfürsten, in welcher er aufgewachsen und befestigt worden war, verbündet, so daß es seinem Ernst und seiner Aufrichtigkeit nicht schwer wurde, am dritten Tage nach der letzten Unterredung mit dem Kardinal einen sehr demüthigen Brief an denselben zu schreiben. Er tadelte sich selbst, daß er sich übereilt und zu heftig gesprochen; er bat den Papst um Verzeihung und versprach, er wolle sich bemühen, künftig nie wieder in solcher Weise zu fehlen, und die Ablaßsache wolle er ruhen lassen, wenn seinen Gegnern ebenfalls Schweigen auferlegt würde. Der Kardinal möge die Sache an den Papst und zur Entscheidung der Kirche bringen; sie wolle er hören, ihr folgen. Aber einen Widerruf gegen sein Gewissen könne er nicht aussprechen; auch helfe ein solcher ohne Ueberzeugung und Gründe zu nichts.

Er wartete auf eine Antwort; es erfolgte keine. Die um ihn geschaarten Freunde hatten ihre Späher bis in die kaiserliche Kanzlei und die Zimmer des Kardinals ausgestellt. Ulrich Fugger sparte kein Geld, um jeden Schritt Cajetans beobachten zu lassen. Das gänzliche Schweigen desselben war verdächtig. Und Luther zum Heil waren diese Anstalten so gut getroffen. Fugger erfuhr, daß der Kardinal die Verhaftung Luthers verlange. Die Freunde begriffen nun, weshalb im kaiserlichen Schutzbriefe der Name des Schützlings nicht stand. In der That gewährte

das Papier in dieser Weise keinen Schutz. Luther erhielt sogleich Nachricht, was gegen ihn im Werke sei. Er rüstete eilig zur Abreise, schrieb aber, um nichts zu verfehlen, dem Kardinal einen höflichen Abschiedsbrief, worin er ihm für gute Behandlung dankte, und legte nochmals Berufung an den Papst ein. In der Frühe des folgenden Morgens wollte er abreisen. Plötzlich trat Langmantel bei ihm ein. „Der Verhaftsbefehl gegen Euch ist ausgefertigt. Ihr müßt zur Stelle fort! Mein Knecht wartet mit einem schnellen Rosse vor der Stadt. Werft Euch drauf und flieht in größter Eile!" Luther floh durch ein enges Gäßchen hinab nach der Thorpforte, fand das Pferd und jagte eilends davon. Die Häscher traten bald darauf in seine klösterliche Herberge.

7.

Des jungen Weiß-Kunigs Ausgang.

Dem Comitat, welches dem Kaiser das Geleit aus der Stadt gab, schloß sich ein großer Haufe Landsknechte an, welche eben in Augsburg und der Umgegend müßig lebten. Sie hatten sich in Rotten geordnet mit ihren Fähnlein, Waibeln, Rottenmeistern und Hauptleuten, wie sie im letzten Kriege dem Kaiser gedient, und zogen vor die Pfalz, um dem geliebten Herrn Lebewohl zu sagen. Maximilian vergoß Thränen der Rührung über diesen Beweis von Anhänglichkeit, und er kam herab, selbst als Landsknecht gerüstet, wie er wohl sonst in seinen schönsten Tagen gethan, im kurzen Wams, Pluderhosen, die Blechhaube auf dem Kopfe und den Spieß auf der Schulter. Also durchwanderte er ihre Reihen, begrüßte die Einzelnen, erinnerte sie an die Schlachten, die sie zusammen gefochten, nannte

Viele beim Namen und schüttelte ihnen die Hand. Dann ließ er sie einige Evolutionen ausführen und zuletzt jedem durch seinen Seckelmeister ein Geldgeschenk und vom Kellermeister einen Becher Wein verabreichen. Hierauf setzte er sich mit seinen Hofleuten zu Pferd. Zu seinen Seiten ritten der Kardinal Lang und Jakob Fugger, beide Augsburger. Der düstre Wagen mit des Kaisers Sarg schloß sich wieder dem Zuge an. Die meisten Gemüther waren wehmüthig gestimmt; wie auf dem geliebten Herrn, so lag auf ihnen das Gefühl einer bangen Ahnung. Zwar hatte er noch zuletzt den heimkehrenden Fürsten verkündet, daß er auf einer Zusammenkunft in Frankfurt im nächsten März die Unterhandlungen wegen der Königswahl zu beendigen gedenke, und den Kurfürsten Friedrich von Sachsen ließ er auf das Dringendste bitten, ja nicht auszubleiben; als er aber jetzt an die Rennsäule auf dem Lechfelde kam, übermannte ihn jene düstre Ahnung, und er wandte sich nach der Stadt um, schlug mit der Hand ein Kreuz gegen sie in die Luft und sprach: „Nun gesegne dich Gott, du liebes Augsburg, und alle frommen Bürger darin! Wohl hab' ich manchen guten Muth in dir gehabt; nun werd' ich dich nimmer wieder sehen.“ Und als er sich abwandte, um weiter zu reiten, sahen die Nächsten eine Thräne an seiner Wimper zittern. Bald verabschiedete er seine Geleitschaft, nahm von Allen herzlichen Abschied und ritt über Füßen nach Ehrenberg. Unterwegs belustigte er sich oft mit der Falkenbeize.

In stürmischem Herbstwetter langte er in Innsbruck an. Die tyroler Berge waren in dichte Regenwolken gehüllt; aus den Thälern brausten die angeschwollnen Bäche herab; Himmel und Erde hatten ein unfreundliches Ansehen. — Ermüdet und verdrießlich kam er Abends spät an und legte sich nieder. Am andern Morgen erwartete ihn eine unangenehme Nachricht, die ihm den heftigsten Verdruß

bereitete. Vor seiner Abreise von Innsbruck hatten mehre Schulden für Lieferungen von Bürgern an den Hofhalt aus Geldmangel nicht berichtigt werden können. Es waren freilich Schulden dabei, deren Nichtbezahlung auf den gemeinsten Mann ein unehrenhaftes Licht wirft, Schulden für Fleisch und Brot und andre Lebensmittel in die Hofküche, und die Lieferanten waren schon lange vertröstet worden. Nun war dem Kaiser die Nachricht in seine Residenz vorangeeilt, alles Geld, das er in Augsburg aufgetrieben, habe er dort auch wieder ausgebeutelt, und er komme eben so leer zurück, wie er gegangen. Sobald er also angekommen war, rotteten sich die Bürger zusammen und legten Beschlag auf die Pferde und Wagen des Kaisers, und da die Diener desselben ihn nicht stören, die Gläubiger sich aber durchaus nicht beruhigen lassen wollten, so erwuchs daraus die unangenehme Nothwendigkeit, daß die kaiserliche Equipage im schlechten Wetter die ganze Nacht unter freiem Himmel auf der Straße zubringen mußte. Die groben Innsbrucker wurden zwar am Morgen befriedigt, aber der Kaiser hatte sich über den ihm angethanen Schimpf so heftig geärgert und erzürnt, daß er von Stund an gleichsam in Schwermuth verfiel und ihm weder Speise noch Trank mehr schmecken wollte. Bald gesellte sich ein Fieber dazu, und der hohe Kranke mußte Tage lang seine Thätigkeit aussetzen. Er war stets mit der Königswahl seines Enkels Karl beschäftigt und diktirte Briefe an viele Personen. Der Leibarzt erwartete von der Rückkehr des Erzherzogs Ferdinand einen wohlthätigen Einfluß auf den Zustand des Kaisers, zumal dieser oft nach seinem jüngern Enkelsohne fragte. Ferdinand hatte nämlich mit dem Markgrafen Georg von Brandenburg Augsburg mehre Wochen früher verlassen als sein Großvater und beide waren über Wien nach Pesth gereist, um der jungen Königin von Ungarn und Böhmen, Maria, Ferdinands

Schwester, einen Besuch zu machen. Ferdinand langte endlich in der Mitte November an und brachte Briefe und Grüße vom Könige Ludwig und der Königin Maria, der Kaiser schien sich hierauf einige Tage besser zu befinden, der Erzherzog durfte nicht von seiner Seite weichen und mußte ihm viel erzählen; aber das Fieber kehrte wieder und verursachte dem Kranken große Unruhe. Da sich das Wetter wieder aufgeheitert hatte und eine späte Herbstsonne die Gipfel der Berge küßte, so verfiel er auf den Gedanken, durch Veränderung des Orts und der Luft, durch Bewegung, Reisen, Jagen möchte er sich von dem Fieber befreien. Er ließ sich also sein Reiseschifflein herrichten, setzte sich mit Dietrichstein und einigen andern Jägern aus seiner Hofdienerschaft darauf und fuhr den Inn hinab. Auch den Erzherzog Ferdinand nahm er mit und außer dem Jagdgeräth vergaß er auch den Sarg nicht auf das Schiff bringen zu lassen. Scherzend sprach er zu Dietrichstein: „Es ist gut, daß du die Kiste bei der Hand hast, wenn du eine faulende Waare nach dem Ruheland zu verschicken genöthigt sein solltest.“ — Unterwegs sprachen sie im Schlosse Fuggerau ein und waren einen Tag lang Jakob Fugger's Gäste. Beim Abschied gab ihm der Kaiser die Hand und sprach: „Es sitzt mir ein bös Gebreste im Blut, und mir ist fast, als sollte ich daran glauben und die Prophezeihung meines Todes schon bald in Erfüllung gehen. Nun, wie Gott will! Sollte ich dich in dieser Welt nicht wiedersehen, Jakob, so bleib meinen Nachkommen treu. Sei dem Könige von Spanien und diesem jungen Prinzen hier ein Vater und Rather, wie du mir von Jugend auf ein Freund gewesen bist. Verhilf, was an dir ist, dem Karl zur römischen Krone, und du vermagst mehr als mancher Fürst.“ Und näher zu Fugger's Ohr gebogen, flüsterte er: „Und mit dem Martin bleibt's bei unsrer letzten Verabredung. Gib

mir die Hand drauf! — So. Nun leb wohl! Gottes Segen sei ferner bei dem Fugger'schen Hause!"

„Gott wird Ew. Majestät noch lang erhalten!" versetzte Jakob und wischte sich eine Thräne aus dem Auge, aber das Aussehen des geliebten Herrn machte ihn selbst besorgt. Maximilian schüttelte wehmüthig das Haupt. „Ich danke dir für alle Liebe und Freundschaft, die du zeitlebens mir erwiesen," sagte er mit weicher zitternder Stimme. „Du hast es stets brav mit mir gemeint; das lohne dir Gott! Wären die Reichsfürsten so brav und ehrlich mit mir verfahren, wie du; es stände besser um des Reiches Wohlfahrt, und ich könnte darob ohne Sorge zu meinen Vätern gehen." Dann segnete er noch Bübenshovens Frau und Kinder und setzte sich wieder auf das Schiff. Als es in der Donau angelangt war, ließ er sich ans Land bringen und begab sich auf die Jagd und die Beize. Aber der eintretende Winter brachte ihm Erkältungen zu Wege, und ein abführendes Mittel verschlimmerte seinen Zustand. Er ließ sich nach Wels bringen, in dessen Nähe er war, und kaum war er auf dem Schlosse angelangt, als er bettlägrig wurde und die Ueberzeugung faßte, daß er dem Tode rasch entgegen gehe. Zwei berühmte Aerzte wurden von Wien herbei geholt, seine Minister und die fremden Gesandten zu ihm beschieden, um seine Befehle und Aufträge entgegen zu nehmen; er selbst sandte aber einen Eilboten nach Freiburg im Breisgau, um einen Karthäuser, welcher einst sein Hofkaplan gewesen, Namens Gregorius Resch, an seine Sterbebett zu rufen; von diesem ihm werthen Manne wollte er auf die letzte Reise vorbereitet sein. Unausgesetzt war er am Tage mit Anordnungen über die Thronfolge und Königswahl seines Enkels Karl beschäftigt; während der schlaflosen Nächte ließ er sich die Stammgeschichte des Habsburger Hauses vorlesen. Als nun die Aerzte wahr-

nahmen, daß die verordneten Arzneien keine Wirkung mehr thaten, ermahneten sie ihn, daß er auf die letzte Gebühr eines christlichen Fürsten bedacht sein möge. Heiter und gefaßt versetzte er: „Das habe ich schon lang gethan; sonst würde es bis jetzt allzu lang gewartet sein.“ — Seine Sehnsucht war nur noch auf den Karthäuser Resch gerichtet, und als dieser endlich ankam, richtete er sich im Bette auf, umfing den Priester mit beiden Armen und rief: „Sei gesegnet, mein Bruder! Du sollst mit der Leuchte deines gottseligen Wortes mir die dunkle Straße erhellen, die zu wandeln ich im Begriff stehe.“ Hierauf unterredete er sich mit dem ersehnten Manne Tag und Nacht von göttlichen Dingen.

„Ich bin all mein Lebtag ein fröhlicher Waidgeselle und Kriegsmann gewesen,“ sagte er gelassen. „Mehr als hundert Mal hab' ich ohne Zittern und Zagen dem Tod ins Auge gesehen; ich fürchte ihn nicht. Ich habe die Menschen geliebt und es gut mit ihnen gemeint; das Volk hat mir auch überall wahre Liebe gezeigt und mir oft das Herz gehoben. Die Fürsten und die Pfaffen haben aber immer falsch mit mir gespielt, haben mich betrogen und hintergangen. Ich hätte mich wohl auf die Seite des Volks stellen sollen, gegen die selbstsüchtigen schlauen Betrüger. Das fühl' ich jetzt wohl und seh' es ein. Ich fürchtete aber stets, wenn mir dieser Gedanke, den ich schon in meiner Jugend faßte, wiederkehrte, einen Bürgerkrieg in Deutschland zu entzünden. Und davor grauste mir. Ich sterbe nicht ohne Besorgniß, daß er nach meinem Tode doch zum Ausbruch kommen wird. Gott wird mir vergeben, was ich aus gutem Willen gefehlt, und das deutsche Reich in seine Obhut nehmen. Mein liebster Wunsch war seit zweiunddreißig Jahren, so lange ich die deutsche Krone trage, die Erbfeinde der Christenheit, die meine Jugend mit Schrecken erfüllt und das Haus Oestreich an

den Rand des Verderbens gestoßen haben, aus Europa zu vertreiben; denn niemals wird das deutsche Reich zu ruhiger Entfaltung gelangen, so lange die rohen Barbaren an seinen Grenzen hausen. Ich habe diesen Wunsch nicht zur Erfüllung bringen können, wie so viele andre. Mein Heiland wird auf meinen guten Willen sehen. — Wie nüchtern und kahl liegt doch das Leben hinter mir, das ich mir einst so voll und blühend geträumt! Was wollte ich Alles vollbringen, und wie wenig habe ich vollbracht! — Nun lest mir noch aus dem Theuerdank vor und aus dem Weiß-Kunig! Sie liegen beide in meinem Todtenschreine. Frischer als seit vielen Jahren tritt mir das Bild meiner schönen holdseligen Maria vor die Seele, die theure Liebe meiner Jugend. Ich habe kein Weib wieder lieben können, wie sie, die süße anmuthige Frau. Sie und ihr Philipp sind mir vorangegangen. Bald werde ich bei ihnen sein und mich ihrer Liebe wieder erfreuen.“

Mit seinen Ministern machte er sein Testament und ermahnete seinen Enkel Ferdinand fleißig, trug auch Allen auf, sich seiner zarten Jugend bestens anzunehmen.

Nachdem er auf diese Weise sich mit der Welt abgefunden, rüstete er sich vollends zum Abschied vom Leben. Seine Kräfte nahmen immer mehr ab, und obgleich sich die Krankheit in das neue Jahr hinüber zog, so war doch nun deutlich wahrzunehmen, daß das schwache Lichtlein sehr bald verlöschen werde. Als nun die letzte Stunde kam, reichte er all seinen Dienern die Hand und nahm Abschied von ihnen, indem er ihnen für ihre ihm bewiesene Liebe freundlich dankte. An die heftig weinenden richtete er die Worte: „Was weint ihr, daß ihr einen sterbenden Menschen sehet! Ist das nicht unser aller gemeinsames Loos?“ Dem Karthäuser, der ihm Trost und Ermunterung zusprach, antwortete er bis wenige Minuten vor dem letzten Athemzuge mit vernehmlicher Stimme im

Sinne eines gottvertrauenden Christen, und als ihm endlich die Sprache verfiel, gab er noch Zeichen seines Glaubens und seiner christlichen Hoffnung mit Händen und Geberden. Und so entschlummerte er sanft um drei Uhr Morgens am 11. Januar, ein guter und liebenswürdiger Mensch, vom besten Willen beseelt, aber ein schwacher Charakter und ein beschränkter Kopf, der nicht vermögend gewesen war, die wichtige Aufgabe, welche seine große Zeit ihm gestellt, zu lösen. Mit dem hochherzigsten Streben war er ihr in unseliger Verblendung sogar hemmend in den Weg getreten, und er hat dadurch die Entwicklung Deutschlands um drei Jahrhunderte aufgehalten.

Seine Leiche wurde in den Sarg gelegt, den er nun über vier Jahre stets mit sich geführt, und nachdem sie mehre Tage unter dem Zulauf einer großen Volksmenge auf einem einfachen Paradebett gestanden, nach Wien gebracht, wo in der Stephanskirche ein Trauergottesdienst gehalten wurde.

Von Wels aus waren die Eilboten mit der Trauerkunde an alle Kurfürsten und Fürsten des Reichs, nach den Niederlanden, nach Ungarn und Spanien abgegangen. In Wien trafen nun die königlichen, kur- und fürstlichen Abgeordneten ein und mit ihrer, des Hofstaats, des Magistrats und einer Menge vornehmer Herren Begleitung wurde die Leiche auf einem einfachen Trauerwagen nach Neustadt gefahren. Auch Jakob Fugger war mit seinen beiden Neffen nach Wien geeilt, um dem theuern Todten das letzte Geleite zu geben. Der edle Leinweber weinte aufrichtige Thränen am Sarge des Kaisers, der ihm ein wahrer Freund gewesen war.

Nach testamentarischer Verordnung Maximilians ward seine Leiche ohne alle königliche Pracht in der St. Georgenkapelle vor dem hohen Altar in Neustadt beigesetzt.

Die alte Zeit war mit ihm gestorben; der kräftige Flügelschlag der neuen rauschte schauerlich in den Lüften.

8.

Ein nobles Bündniß.

König Karl und sein Hof verweilten eben in Barcelona, der Hauptstadt des Königreichs Katalonien, wo er kurz vorher aus Aragonien angekommen war, um seinen ersten katalonischen Landtag abzuhalten, als ihn gegen Ende des Februar die Trauerbotschaft vom Absterben seines Großvaters erreichte. In der prächtigen Kathedrale wurde vom ersten März an drei Tage lang ein feierliches Trauerbegängniß mit einer des Verstorbenen und des Lebenden gleich würdigen Pracht abgehalten, zu welchem sowohl die versammelten Stände des Königreichs Katalonien, als auch die Granden aus Kastilien und Aragonien, welche den König begleiteten, eingeladen waren. Nach dieser Trauerceremonie hielt der König in derselben Kirche ein großes Kapitel vom Orden des goldnen Vließes, das erste in Spanien, und überreichte die Kette dem Konnetabel von Kastilien und den Herzögen von Alba, von Cardona, von Bejar und Najara, nebst mehren Ausländern. Unter den Letztern befand sich auch der Markgraf Johann von Brandenburg, der schöne ritterliche und leichtfertige deutsche Fürst.

Sobald der König den Tod des Kaisers vernommen hatte, ordnete er eine glänzende Gesandtschaft nach Deutschland ab, um sich bei den Kurstürsten um die deutsche Krone zu bewerben, und für den Fall, daß seine Hoffnungen und Bestrebungen erfüllt würden, und er sich genöthigt sähe, Spanien bald wieder zu verlassen, dachte er daran

für jedes spanische Königreich einen Statthalter zu ernennen. Dies konnte aber nicht eher geschehen, als bis er in allen Königreichen als König anerkannt und in jedem den Landtag abgehalten hatte. Bis jetzt war dies aber erst in Kastilien und Aragonien geschehen. In Katalonien war es noch nicht einmal zur Eröffnung des Landtags gekommen, obgleich die Stände schon über vier Wochen beisammen waren; denn sie konnten sich ebensowenig wie früher die kastilischen und hernach die aragonischen Stände darüber einigen, ob sie den Don Carlos bei Lebzeiten seiner Mutter als König und Herrn anerkennen und ausrufen sollten, und obgleich Kastilien und Aragonien diese Angelegenheit nach mehr oder minder aufgehäuften Schwierigkeiten auf eine befriedigende Weise erledigt hatten, so dauerte der Streit in Barcelona doch wieder über Gebühr lange, und König und Hof sahen sich deshalb in eine unfreiwillige Unthätigkeit versetzt, zumal die Hoftrauer alle Festlichkeiten und Belustigungen verbot.

Die Königin Germaine und Donna Inese de Cardona hatten seit den Festen in Valladolid den Hof nicht wieder verlassen; sie gehörten dazu, sie waren in Saragossa wie erst in Valladolid und nun in Barcelona die beiden Glanzgestirne, um welche sich die kleinern Sterne schaarten. Ohne sie hätte der Hof des jungen Königs seines höchsten Reizes entbehrt.

Obgleich der Prinz von Kalabrien, der ebenfalls bei Hofe geblieben war, sich stets um die Person der Königin mühete und sich gern für den erklärten Ritter derselben ausgab, so führte sich doch der Markgraf von Brandenburg stets als der Ritter der beiden Damen auf, wie er es von Anfang gethan, und man konnte nicht sagen, daß sein zartes und galantes Benehmen der Königin einen größeren Vorzug ertheile, als ihrem Stande und ihrer Würde gebührte; in gleichem Verhältniß benahm er sich

gegen die Gräfin Cardona eben so rücksichtsvoll. Und da fast alle Granden, Ritter und Hofherren, Spanier, Niederländer und Deutsche, selbst den Prinzen von Kalabrien nicht ausgenommen, gegen die schöne Agnes ein gleich respektvolles Benehmen beobachteten und niemals eine Gelegenheit vorüber gehen ließen, ohne ihr Huldigung darzubringen, aber eben so gut auch der schönen Königswitwe alle ehrfurchtsvollen und zarten Rücksichten erwiesen, die zu den höchsten Pflichten eines spanischen Ritters gehörten, so konnte das Verhältniß zwischen den beiden vornehmen Damen und dem deutschen Markgrafen, wie es eben vor den Augen der Welt bestand, Niemand ungewöhnlich oder auffallend finden. Doch kam der Tag schnell heran, welcher die vor der Welt darüber gebreitete Hülle hinwegriß und die hervorbrechende Leidenschaft in ihrem südlichen Charakter den Blicken bloßstellte.

Die Unterhaltung des Hofs mußte sich während der Trauer- und Winterzeit auf die Jagd und Beize beschränken, und von den reichen katalonischen Edelleuten erfolgten zahlreiche Einladungen auf ihre im nahen celtiberischen Gebirge gelegenen Schlösser. Die rauhe und wilde Bergnatur Kataloniens, das von verschiedenen Armen der Pyrenäen durchzogen, in eine zahllose Menge Thäler zerklüftet ist, bietet dem Jäger, wie fast kein Land weiter in Spanien, Lust und Unterhaltung in reicher Fülle und Auswahl. — Nächst dem Könige kamen keinem von der nähern Umgebung desselben diese Einladungen gelegener, als dem Markgrafen Johann, einem leidenschaftlichen Jäger, Beizer, Reiter und Hundeliebhaber, und deshalb dem Könige besonders werth. Gerade diese vornehmen Passionen, die man ritterliche nannte, weil das wahre Ritterthum abgeblüht war, und die man später adlige genannt hat, als auch das wahre Wesen des Adels untergegangen war, Passionen, die eben so wenig zum Ritterthum und zum

Adel gehörten, als Zechen und Raufen, sie waren die magischen Bande, welche den jungen König zu dem Markgrafen zogen und denselben für seine Königsfahrt nach Spanien zu gewinnen vermocht hatten. Karl war in seinem zwanzigsten Jahre in der Welt- und Menschenkenntniß noch nicht weiter gekommen, als in einem Nimrod und Roßbändiger von adliger Geburt einen vollendeten Menschen zu verehren, und ein kostbares Pferd, ein seltner Hund waren ihm von weit höherm Werth, als Geschöpfe der eignen Art, eine Ansicht, die man ausschließlich eine fürstliche nennen könnte, da sie sich in den fürstlichen Familien bis auf unsere Zeiten erhalten hat.

Als Chievres den ihm gefährlichen Vivian de la Chaux von der Person des Königs entfernte, glaubte er vom Markgrafen von Brandenburg nichts befürchten zu dürfen. Und doch war Niemand mehr geeignet, den allmächtigen Einfluß des ränkevollen geldgierigen Ministers auf Karl zu vernichten, als der lebenslustige deutsche Prinz, der aus keinem Grunde weiter mit nach Spanien gegangen war, als um hier sein Glück zu machen. Sobald Chievres wahrnahm, wie sehr der Markgraf in der Gunst des Königs stieg, schmeichelte er ihm und suchte gemeinsame Sache mit ihm zu machen. Der Markgraf stellte sich an, als merke er die Absicht des schlauen Oberhofmeisters nicht, und sorgte fleißig für das Vergnügen des Königs. Chievres hatte sich inzwischen durch seine unersättliche Habsucht und das auffallende Bestreben, alle Stellen entweder mit seinen Verwandten, Freunden oder Kreaturen oder mit Leuten, die sie ihm theuer bezahlten, zu besetzen, in Kastilien und Aragonien so verhaßt gemacht, daß in Valladolid bereits ein Volksaufstand gegen ihn stattgefunden hatte. Er behandelte die vornehmsten Spanier mit unerträglichem Stolz und war deshalb von Keinem wohl gelitten; der Markgraf hatte es dagegen verstanden, sich über-

all beliebt zu machen, und dies war für Chievres ein Grund mehr, ihn zu fürchten und für sich zu gewinnen. Der Markgraf spielte seine Rolle noch weit meisterhafter, als der ihm an Jahren und praktischen Erfahrungen so sehr überlegene Minister, weil er sie eben mit der größten Ruhe spielte. Er kam dem besorgten und unruhigen Chievres auch nicht einen Schritt entgegen, und zwang ihn dadurch, sich ihm gleichsam auf Gnade oder Ungnade zu übergeben. Der stolze niederländische Edelmann sah sich genöthigt, den scheinbar harmlosen, unbefangenen, nur der Freude und dem Vergnügen lebenden deutschen Fürsten zu bitten, gemeinsame Sache mit ihm zu machen und ihm Anerbietungen und Vorschläge zu thun, die auf die Theilung des baaren Gewinnes (nach spanischer Ausdrucksweise: des Raubes) hinzielten. Dabei durfte Chievres der Wahrheit gemäß behaupten, er sei es, der dem Könige den Markgrafen zum Statthalter eines der spanischen Königreiche vorgeschlagen; wenn er aber hinzusetzte, dies sei aus Hochachtung, Verehrung und Ergebenheit geschehen, so war das die dem Markgrafen wohl bekannte diplomatische Redeweise, welche damals schon fast ebenso reich an Worten und Wendungen war, wie heutiges Tags; denn in Wahrheit hatte der Minister den Markgrafen zum Statthalter in Vorschlag gebracht, um ihn von der Person des Königs zu entfernen und seinen Einfluß auf denselben zu vernichten. Dies wußte der Prinz Johann und richtete danach seine Antwort in der begonnenen Unterhandlung ein. Nichts konnte ihm erwünschter kommen, als eine Gewinnstheilnahme an dem einträglichen Erwerbsgeschäft des Oberhofmeisters, dessen Gefahren sich dieser allein aussetzte; denn Johann war ein armer deutscher Prinz, der für einen mäßigen Jahrgehalt seine Dienste dem Könige verkauft hatte. Von seinen drei Brüdern hatte er eben so wenig zu erwarten, wie von seinen beiden Vet-

tern, den Kurfürsten, sie brauchten Alles, was sie einnahmen, allein; er selbst aber hatte eben so große Bedürfnisse wie sie und mußte sich deshalb nach Mitteln umsehen, dieselben zu befriedigen. Das reiche Spanien hatte ihm gleich eine Fundgrube für seine Wünsche geschienen, und deshalb hatte er dem jungen Könige seine Dienste angeboten. Was konnte einem fürstlichen Abenteurer, der darauf ausging, Geld und möglichst vieles Geld zusammen zu schlagen, gelegner kommen, als ein solcher Antrag von Chievres, der als der größte und geschickteste Finanzier bekannt war? Aber der gewandte Niederländer hatte auch seinen Plan gemacht, als er sich genöthigt sah, sich dem jüngern Fürsten preiszugeben, und wenn dieser Plan gelang, so hatte Chievres den Markgrafen nicht nur für seine Interessen gewonnen, er entfernte ihn auch glücklich vom Könige und brauchte ihm nicht das Mindeste von seinem Gewinn abzugeben. Und nichtsdestoweniger mußte Prinz Johann sich ihm sehr verpflichtet fühlen. Dieser Plan war also ein diplomatisches Meisterstück.

„Ew. fürstliche Gnaden gibt mir zu, daß es unser beiderseitiges Interesse erheischt,“ sprach Chievres zum Markgrafen, „daß wir in diesem fremden Lande Hand in Hand gehen. Ich will Euch ehrlich gestehen, ich bedarf Euer; ich will Euch eben so wenig verhehlen, daß ich die stolze Ueberzeugung hege: Ihr bedürft meiner nicht minder.“

„Es kommt auf die Umstände an,“ versetzte der Prinz vorsichtig. „Denn ich getraue mir in Spanien auch ohne Euere Hülfe fort zu kommen.“

„Daran ist nicht zu zweifeln, zumal diese spanischen Großhänse, geschmeichelt durch Euere Herablassung, Euch sehr gewogen sind. Sie reden stets als dünke sich jeder von ihnen einem König gleich, und doch wissen sie gar wol die Ehre zu schätzen, die ihnen ein deutscher Fürst

anthut indem er mit ihnen verkehrt. Aber gerade die Stellung, die Ihr bei den Herrn Granden angenommen habt, ist unserer Verbindung sehr zuträglich. Mich mögen die stolzen Männer nicht; ich bin ihnen ein Dorn im Auge; um desto weniger werden sie in uns Verbündete ahnen, wenn wir das Spiel geschickt treiben."

„Und welcher Vortheil — meint Ihr wohl — soll für mich aus solch einem geheimen Bündniß herausspringen?" fragte Johann gespannt.

„Ich denke der reichste und glänzendste, den Ihr hier zu Lande überhaupt gewinnen könnt, und ein weit reicherer, schönerer, lieblicherer, angenehmerer und wünschenswertherer, als ich jemals davon tragen kann."

„Ihr macht mich neugierig, Baron, auf einen solchen Gewinn. Zögert daher nicht, ihn mir nahmhaft zu machen."

„Mit einem Worte denn: es ist die Königin Germaine."

„Die Königin!" rief der Markgraf überrascht. „Seid Ihr bei Verstande Baron? Die Königin Germaine! Sie soll mir zu Theil werden, mir, dem armen Markgrafen? Eher doch noch dem Prinzen von Kalabrien, der sich so stark um ihre Gunst bewirbt und wenigstens noch einen Schein von Anspruch an die Krone von Neapel hat. Aber mir? mir!"

„Und warum nicht? Dieser mein Plan ist nicht von heute und nicht von gestern; er ist die reife Frucht langer Ueberlegung und Abwägung der Verhältnisse gegen einander. Ihr stecht den Neapolitaner aus."

„Wer soll der Königin einen solchen Antrag machen?"

„Ich, mein Prinz, und es wäre nicht das erstemal, daß ich sie über Euch und Euere Vorzüge unterhielte. Ich habe längst vorgearbeitet, um ihre Euch geschenkte Gunst immer lebhafter anzufachen, gerade wie ich beim

Könige Euch wiederholt zu einer Statthalterstelle vorschlug und Euch seine Gnade auf jegliche Weise zuzuwenden suchte."

„Ich bin Euch sehr dankbar, Herr von Chievres; aber Euer Plan mit der Königin scheint mir zu gewagt und abenteuerlich. — Sie wird Euern Antrag mit Entrüstung zurückweisen.

„Dafür laßt mich sorgen."

„Der König würde nie in eine so ungleiche Verbindung einwilligen."

„Auch diese Schwierigkeit zu überwinden ist meine Sache."

„Diese stolzen und reichen Herzöge und Marquesen würden sich mit Nachdruck einer solchen Verbindung ihrer verwitweten Königin widersetzen, und die Aragonier und Katalonier sind ja, wie Ihr selbst am besten wißt, die heftigsten und widerhaarigsten und lassen sich weit weniger überlisten als die Kastilier. Germaine ist aber Königin von Aragonien und Katalonien."

„Den hohen Adel dieser Königreiche zu versöhnen, ist Euere Sache. — Hört mich an, gnädigster Markgraf! Wenn auch die Königin nicht mehr in der ersten frischen Jugendblüthe steht, so ist sie doch noch in den schönsten Lebensjahren; ja ihr Aussehen betrügt die Zeit um ihr Recht. Sie ist eine schöne, ja sie ist eine reizende Frau, heiter, lebenslustig und ganz eine liebenswürdige Französin, und der kleine Fehler an ihrem Fuße macht sie gewissermaßer noch interessanter. Sie ist ferner in Euch verliebt, mein gnädiger Herr; das hab' ich aus ihren Worten herausgehört, in denen sie sich zu mir über Euch aussprach; ich seh' es aus jedem ihrer Blicke, wenn Ihr ihr in die Augen kommt, und andre Leute sehen es auch. Ihre französische Natur kann nichts verbergen, was in ihrem Herzen vorgeht. Sie gibt Euch unbedingt den Vorzug

vor dem Prinzen von Kalabrien. Und wie sollte sie auch nicht in Euch verliebt sein? Sind es nicht alle Frauen, und würde ich es nicht eben so gut sein, wenn ich ein Weib wäre? Fühlt doch mein altes Männerherz etwas Aehnliches für Euch. — Blutjung wurde sie nach Spanien gebracht, um als Opfer der Politik an den alten griesgrämlichen kränklichen König gefesselt zu werden. Welche Marterjahre hat ihr fröhliches Herz als Königin dieses Landes erleben müssen! Mit despotischer Eifersucht wurde sie bewacht; kein liebenswürdiger Mann kam in ihre Nähe. Und als der Tod sie von ihrem Peiniger erlöst, war sie zu einer grausamen Einsamkeit verdammt. Ihr kennt das steife Ceremoniel dieser Spanier. Die holde Germaine lebte gleichsam als Nonne im Kloster, und doch hatte sie ein lebendiges freudebedürftiges Herz. Da zog der schönste und liebenswürdigste Fürst sie plötzlich aus dem Grabe, in welchem die arme Königin lebendig schmachtete, und dieser Fürst — ein Halbgott, ein Perseus für sie, der sie, die angeschmiedete Andromeda kühn befreit und zu allen erwünschten Freuden leitet, sollte nicht von ihr geliebt werden? Wie wäre das möglich? Nein, nein! Andromeda liebt ihren Befreier Perseus. Der Prinz von Kalabrien kam zu spät."

„Ihr seid ein Schmeichler, Baron, und habt die gute Königin beschwatzt."

„Und wenn ich den Funken, den Ihr der schönen Herrin ins Herz geworfen, zur Flamme angefacht hätte, würdet Ihr mir darob zürnen? Ich sage Euch endlich, die Königin Germaine hat ein jährliches reines Einkommen von funfzigtausend Dukaten."

„Funfzigtausend Dukaten!" rief der Markgraf schier erschrocken. „Wißt Ihr das gewiß, Baron?"

„Wer kann es besser wissen, als ich? Durch meine Hand ist das Testament des Königs Ferdinand gegangen,

worin er seiner jungen Witwe einen Jahrgehalt von dreißigtausend Dukaten auf das Königreich Neapel aussetzt, und ich habe das Dokument ausgefertigt, in welchem König Karl, um ihr die Erhebung dieser Gelder zu erleichtern, dieselben auf die Städte Arevalo und Olmedo anwieß; mich endlich hat sie ersucht, ihren Rentmeister zu kontroliren und ihre Conti durchzusehen, und daraus habe ich erfahren, daß sie aus Frankreich theils aus der königlichen Rentkammer, theils von den Gütern des Hauses Foix noch zehntausend Dukaten jährlich einnimmt. Nun hat sie aber fast kein Jahr mehr als den vierten Theil dieser Summe verbraucht, die übrigen drei Viertel hat sie zu dem bedeutenden Kapital geschlagen, welches sie theils von ihrem Vater, ihrem Bruder und ihrer Mutter ererbt, theils vom König Ferdinand und den Kortes der spanischen Königreiche als Nadelgelder und Geschenke erhalten. Diese Kapitalien sind alle gut angelegt und werfen ihr jährlich abermals über zehntausend Dukaten an Zinsen ab."

„Funfzigtausend Dukaten!" wiederholte der ritterliche Fürst in Gedanken versunken. Wahrlich die Königin ist eine reizende Frau."

„Und so wie die Königin Euch die Hand reicht, erhebt Euch der König zum Vicekönig von Valencia. Dafür setze ich Euch mein Ehrenwort ein. Und diese Statthalterschaft darf Euch nicht weniger als zwanzigtausend Dukaten eintragen; dann habt Ihr zusammen eine Einnahme, wie wenig deutsche Fürsten. Ihr könnt Euere Brüder auslachen, den guten Hochmeister der deutschen Ritter in Königsberg, den schlauen Kasimir in Ansbach und den armen Georg, der von der Gnade des jungen Königs von Ungarn lebt; und Euere Vettern, die mächtigen Kurfürsten nicht minder, von welchen der mainzer auch oft genug leere Kasse hat."

„Hier meine Hand, Baron! Ich wahre Euern Vor=

theil, wahrt Ihr den meinen. Leitet die Sache beim König und der Königin ein; ich werde Euch dankbar sein."

„Sie ist schon eingeleitet. Tretet Ihr jetzt der Königin näher, damit ich sie rasch zum Abschluß bringen kann."

„Noch Eins, Baron, was mir wichtig ist — und ich betrachte Euch jetzt als meinen Verbündeten —"

„Ihr dürft mir alles anvertrauen. Euer Interesse ist das meine."

„Ist es Euch nicht möglich, die Gräfin Cardona schnell von der Königin und vom Hofe zu entfernen?"

„Habt Ihr sie zu fürchten?"

„Wenn auch das nicht; aber sie ist mir unbequem für unsern Plan."

„Ha, ich verstehe!" lachte der Minister. „Ich will Alles versuchen was ich vermag, um Euch von einem nun lästig gewordenen Schätzchen zu befreien. Doch wird's gerade nicht leicht sein, und ich gestehe, daß ich auf diesen Zwischenfall nicht gefaßt war."

„Was ist Euch nicht möglich!"

„Sehen wir zu!"

Sie reichten sich die Hände. Beide trennten sich sehr zufrieden mit einander.

9.

Auf der Jagd.

Der König und der Hof waren von einem der reichsten Grafen Kataloniens Don Diego d'Andrada zu einer großen Jagd eingeladen, wozu auf dem Bergschlosse desselben glänzende Vorkehrungen getroffen wurden. Der Graf war eine jener stolzen ehrwürdigen aristokratischen Gestalten im

vollsten Bewußtsein ihrer Würde, die selbst Leuten von der entschiedensten Gegenansicht Achtung und eine gewisse Ehrfurcht abzunöthigen wissen. Und wie er selbst diese Ehrfurcht von Geringern in Anspruch nahm, so leistete er sie im vollsten Maße seinem Könige, dem er jedoch eben so wenig auch nur das kleinste von seinen Rechten freiwillig abgetreten hätte. Don Diego war ein ächter spanischer Ritter, ein geistiger Nachkomme des Cid, und es war natürlich, daß dieser Edelmann keine Kosten sparte, den König und die Königin Germaine glänzend zu bewirthen. Es kamen noch mehre Umstände hinzu, welche den Grafen und die Gräfin Andrada, veranlaßten, dem Hofe ein so großartiges Jagdfest zu geben. Die Gräfin war nämlich mehre Jahre Ehrendame der Königin Germaine gewesen und bewahrte derselben eine dankbare Anhänglichkeit, die sich in mehrfachen Besuchen bei der hohen Frau kund gegeben und von dieser mit einer Art freundschaftlichen Vertrauen vergolten wurde. Da nun die Kunde wie hoch der König die Königin Germaine in Ehren halte, sich überall verbreitet hatte, so wollte die Gräfin Andrada dem Könige dafür thätlich ihren Dank abstatten. Ferner: die Gräfin war von der Insel Majorka gebürtig und dort mit vielen adligen Häusern verwandt. Nun hatte im verwichenen Herbst der berüchtigte maurische Seeräuber Horuch Barbarossa, der sich vor drei Jahren zum Herrn von Algier gemacht, die Insel Majorka überfallen, indem er mit einer kleinen Flotte unter östreichisch-niederländisch-spanischer Flagge heransegelnd, die Bewohner der balearischen Inseln glauben gemacht, der König sei es, welcher komme, sie mit seinem Besuche zu beehren. Außer großer Beute hatte er eine Menge der vornehmsten Bewohner als Gefangne fortgeschleppt und forderte nun ein großes Lösegeld für sie. Es befanden sich mehre Verwandte der Gräfin darunter, die sich aus eignen Mitteln nicht loskaufen konn-

ten. Die Hülfe der katalonischen Stände sollte von den Familien der Gefangnen in Anspruch genommen und der König durch die glänzende Bewirthung gewonnen werden, einestheils den Antrag bei den Ständen zu unterstützen, anderntheils mit dem Barbarossa in Unterhandlung zu treten und ihn zu billigern Bedingungen zu vermögen.

Eben als der Hof im Begriff war, nach dem sechs Meilen von Barcelona gelegenen Bergschlosse des Grafen d'Andrada abzureisen, trafen mehre Fremde ein, welche Anliegen an den König hatten und Audienz beanspruchten, die ihnen nicht mehr gewährt werden konnte, weil der König mit einem Fuße schon im Steigbügel stand. Sie sahen sich daher genöthigt, entweder unverrichteter Sache wieder abzureisen, oder dem Könige zu folgen und die Gastfreundschaft des Don d'Andrada in Anspruch zu nehmen. Zuerst war es der Junker Marx von Bübenhoven, gekommen, um Bericht zu erstatten über die aragonischen Bergwerke, welche er auf Befehl des Königs besucht hatte. Er wurde von Chievres und dem Markgrafen eingeladen, sich an sie anzuschließen; denn für den Erstern war der ehrliche treuherzige Tyroler hinsichtlich seines Geschäfts in Spanien eine höchst wichtige Person. Sodann waren es zwei Portugiesen, Don Fernando Magelhaens, der Seefahrer, und Don Ruy Falero, Astronom und Geograph, welche, mit dem Könige von Portugal unzufrieden, ihre Dienste dem König Karl schon während seines Aufenthaltes in Kastilien angeboten hatten. Sie hatten ihre Bedingungen bereits eingegeben und kamen jetzt nach Barcelona, um den Vertrag mit dem Könige zum Abschluß zu bringen. Der berühmte Magelhaens wurde von der Königin Germaine durch die Gräfin Cardona eingeladen, sich ihrem Gefolge anzuschließen. Als die Gräfin ihn bewillkommte, sagte sie: „Ihr seid mir längst bekannt, Kapitän, nicht nur als berühmter Seefahrer, sondern auch als unterhal=

tender Gesellschafter. Eine mir werthe Freundin im fernen Deutschland hat mir viel von Euch erzählt, und Euer Scharfsinn mag sich den kurzen Weg über damit beschäftigen zu errathen, wer diese Dame ist, die einst auch Euere Freundin war. Jetzt zu Pferde!"

Noch waren drei vornehme Männer angekommen mit Botschaft an den König, vornehme Andalusier, abgeschickt um ihn zu ersuchen, daß er sich nach Beendigung des katalonischen Landtags nach dem Süden verfügen und seinen Hof eine Zeit lang in der Alhambra zu Granada aufschlagen möchte. Der jüngste von diesen drei Edelleuten war Don Rodriguez de Luzero, Beisitzer des Inquisitionsgerichts in Granada, als ein fanatischer Anhänger des Christenthums und Verfolger der noch nicht getauften Mauren ausgeschrien, obgleich er selbst von maurischer Abkunft war. Ueber seinen unauslöschlichen Haß gegen die Muhamedaner waren so viel Gerüchte an den Hof gelangt, die wie Uebertreibung aussahen, daß man wohl auf die Absichtlichkeit derselben hätte schließen können. Endlich hatte Don Petro Giron, der Sohn des Grafen Uruegna, derselbe, welcher mit an der Spitze des Aufstandes der altkastilischen Städte gegen den Kardinal Ximenes gestanden und vor zwei Jahren durch seinen bewaffneten Anspruch auf das Herzogthum Medina Sidonia ganz Andalusien in Verwirrung gebracht hatte, vergebens auf eine Audienz gewartet, um dem Könige mehre Beschwerden über eigenmächtige Verfügungen des Herrn von Chievres vorzulegen. Auch er reiste mit, vom Grafen Andrada besonders eingeladen, und hoffte in dem Bergschlosse oder auf der Jagd eine günstige Gelegenheit zu erspähen, um dem Könige ein getreues Bild von all dem Unheil, welches die niederländischen Herren in Spanien bereits angerichtet, vor Augen zu stellen.

Die zahlreiche Gesellschaft ritt in verschiedenen Partien,

wie Befehl, Neigung oder Zufall sie zusammengeführt. Eins der uralten gothischen Schlösser, auf einem scharfen Bergvorsprung, zwischen tiefen Thälern und Schluchten und von waldigen Bergen umgeben, nahm sie auf. Jedes Jahrhundert hatte ein Stück an dieses wunderliche Gebäude gefügt und sich gleichsam daran verewigt, und es war dadurch zu einem überraschenden Umfang gediehen und glich einer kleinen auf den Berg gelagerten Stadt, ein Gemisch von Thürmen, Kuppeln, Söllern, Giebeldächern und wunderlich aufgehäuften und zusammengefügten Steinmassen. Und wenn der Gäste noch zweimal mehr gewesen wären, sie hätten doch alle in diesen alten Bauen untergebracht werden können.

Ueber hundert Piqueure begrüßten den König mit einer wilden Hornfanfare; außerdem war noch eine Zigeunerbande angeworben, um Musik zu machen. Die Gäste wurden in mehren Sälen bewirthet, namentlich hatten diejenigen ein besonderes Gemach, welche erst Audienz beim Könige zu erlangen wünschten.

Eh am andern Morgen die Jagd eröffnet wurde, ertheilte Karl den drei Andalusiern zuerst Audienz. Auf ihre im Namen der andalusischen Städte ausgesprochne Bitte, Kordova und Granada eine Zeit lang zu seinen Residenzen zu erwählen, versetzte der König; daß er sich um die Königskrone des römisch-deutschen Reichs bewerbe und falls die Wahl der Kurfürsten auf ihn falle, nach Deutschland abreisen werde. Er könne ihnen also keine feste Zusicherung geben, doch wolle er kommen, sobald die Landtage in Barcelona und Valencia abgehalten und die Reise in den Süden ihm möglich sei.

„Verhält sich die maurische Bevölkerung im Königreiche Granada ruhig?" fragte Karl. „Man hat mir in Brüssel gesagt, der Geist der Empörung sei nicht in den

Muhamedanern erloschen und auch denen sei nicht zu trauen, welche sich haben taufen lassen."

„Ew. Hoheit ist falsch unterrichtet worden," versetzte Don Rodriguez de Luzero mit aufglühendem Eifer. „Ich bürge Euch mit meinem Kopfe für die Treue der neuen Christen, und kein Jahr vergeht, wo nicht Tausende den Koran abschwören und sich durch die heilige Taufe am Christenheil betheiligen."

„Euer Eifer ist mir bekannt, Don Rodriguez," antwortete der König. „Die Gräfin Cardona, wie Ihr, maurischer Abkunft und, wie Ihr, unsrer geheiligten Religion mit glühender Begeisterung ergeben, hat mir viel von Euern Verdiensten um die Mutter Kirche erzählt, und ich werde dieselben zu belohnen wissen."

Nachdem die Boten dem Könige noch in mancherlei Beziehung über die Verhältnisse ihres Landes Rede gestanden, wurden sie eingeladen an der Jagd Theil zu nehmen und entfernten sich.

Bübenhoven und Magelhaens hatten nur kurze Audienzen. Sie wurden auf die Rückkehr nach Barcelona verwiesen, wo die Geschäfte mit ihnen abgemacht werden sollten, und Don Pedro Giron erhielt gar keine Audienz; er wurde bedeutet, falls er Eile habe, möge er sein Anliegen bei der Kanzlei in Barcelona eingeben.

Auf der Reise ins Gebirg hatte der Prinz von Kalabrien die Königin Germaine begleitet, dahingegen waren der König, der Markgraf und Chievres stets zusammen geritten, auch jetzt, vor dem Aufbruch zur Jagd hatten sie noch eine geheime Unterredung zusammen, und der König zeigte sich heiter und vergnügt, als alle drei hinaus traten zu der harrenden Jagdgesellschaft. Die Damen mußten noch eingeholt werden, und der König ließ sich bei der Königin Germaine melden. Sobald er ihr zum Morgen-

gruß die Hand geküßt, erkundigte er sich nach ihrer Nachtruhe. Sie klagte, daß sie wenig geschlafen.

„Es will mich bedünken, daß Ew. Hoheit überhaupt an Schlaflosigkeit leide," sagte Karl schelmisch lächelnd: „Solltet Ihr nicht als Gemahlin meines guten Großvaters besser geschlafen haben, als jetzt?"

„Ihr irrt, mein gnädigster Herr," versetzte die Königin erröthend. „Die Unruhe des Königs, aus seiner Krankheit entsprungen, raubte ihm und mir den Schlaf; denn meine Treue würde mich stets zu seinem Schmerzenslager gezogen haben, wenn er auch nicht ausdrücklich begehrt hätte, daß ich stets um seine Person sei."

„Ihr seid zu beklagen, so jung und schön an einem alten und kranken Gatten gefesselt, und Niemand kann Euch genug preisen, daß Ihr mit so treuer Aufopferung bei ihm ausgehalten habt. Wahrlich die edle Pflichterfüllung sollte belohnt werden. Würdet Ihr mir schmollen, wenn ich mich zum Spender des Lohns, eines süßen schönen Lohns, aufwürfe und Euch dadurch zu süßem schönen Schlaf verhülfe?"

„Ich verstehe Ew. Hoheit nicht. Durch welches Mittel wolltet Ihr mir zu Schlaf verhelfen?"

„Durch ein lebendiges unfehlbares Zaubermittel, durch das größte Wunder, welches Gott dem Menschen ins Herz gelegt."

„Ihr sprecht immer dunkler, mein Sohn."

„Durch die Liebe, meine schöne Großmutter, die als Sehnsucht erst den Schlaf raubt, als Gewährung ihn dann bringt. Sollte das Erstere nicht jetzt bei Euch der Fall sein? Ihr erröthet, wie eine holde Jungfrau, und wenn ich recht gesehen, hat die Liebe zum erstenmal sich in Euer Herz geschlichen und macht ihm so viel Unruhe."

„Mein königlicher Herr, Ihr scherzt —"

„Nein, nein! Ich spreche im vollsten Ernste. Meint

Ihr nicht auch, daß Ihr als Gemahlin des Markgrafen von Brandenburg in seinen Armen des göttlichsten Schlafes genießen würdet?"

„Oh, Ew. Hoheit treibt ein grausames Spiel mit meinem Herzen. — Die verwitwete Königin von Spanien darf niemals die Gemahlin des Markgrafen von Brandenburg werden."

„Wenn Euer Herz ihn dazu erkiest, wenn Euer König als Freiwerber des deutschen Fürsten bei Euch auftritt, und wenn ich diese Verbindung gut heiße, wer darf es wagen, etwas dagegen einzuwenden? Der Markgraf hat mir gestanden von welch heißer Minnebrunst zu Euch sein Herz ergriffen ist; er hat mich um meine Vermittlung gebeten. Darf ich ihm Hoffnung machen?"

„Ihr überrascht mich mit Euerm Antrage. — Ihr verwirrt mich. Würden die aragonischen und katalonischen Kortes — würde der König von Frankreich —"

„Es ist meine Sache jedes Bedenken von diesen Seiten zu beschwichtigen. Mich aber würdet Ihr glücklich machen durch Erfüllung dieses meines Wunsches. Ich könnte mich freuen, wie ein Kind, wenn ich Euch und meinen Freund durch die Bande der Liebe und der Kirche vereinigt sähe."

„Darf ich meinem Könige einen Wunsch versagen? Doch gönnt mir Zeit bis zur Rückkehr nach Barcelona."

„Bis dahin kein Wort weiter davon! — Kommt, schöne Großmutter, Euer Zelter stampft so ungeduldig, wie ein Herz klopft nach Euerm Anblick.

Strahlend vor Wonne und Glück reichte die Königin ihm den Arm und schritt durch ihre Frauen, die sich verwundert anblickten. Agnes las scharf in den Zügen ihrer Gebieterin. In diesem Augenblick trat Don Rodriguez zu ihr und sprach: „Der König hat mich zu Euerm Ritter und Begleiter auf der Jagd erkoren, und ich bin ihm sehr dankbar für diese Wahl." Sie reichte ihm kalt und schwei=

gend die Hand, und als draußen auf dem Hofe der Markgraf mit verbindlichen Worten der Königin den Bügel hielt, und diese ihm mit süßem Lächeln dankte, fühlte Don Rodriguez den Arm seiner Dame zittern, ohne die Ursache errathen zu können. Der König hatte die Hausfrau ersucht, ihr als Ritter dienen zu dürfen, und ritt an ihrer Seite; zum Ritter der Tochter des Hauses bestellte er den Prinzen von Kalabrien; die Königin Germaine und der Markgraf folgten; die Uebrigen schlossen sich an, und unter Horngetön setzte sich der Zug in Bewegung.

Das Wild war in einem Bezirk zusammengetrieben, welcher einen Berg mit mehren Halden umfaßte, so daß der Verfolgung desselben freier Spielraum verblieb.

Die Jagd begann; die Gesellschaft zerstreute sich, dem fliehenden Wilde nacheilend; jeder Paladin blieb an der Seite seiner Dame. Agnes' Augen folgten der Königin und dem Markgrafen, welche einem stolzen Hirsche nachritten. Dann sprengte sie mit ihrem Begleiter in den Wald, und beide suchten, ohne viel Worte zu wechseln, und ohne sich um die Jagd zu bekümmern, eine Bergschlucht auf, in welcher sie von den Pferden stiegen, diese im dichten Gebüsch anbanden und sich selbst in ein Versteck unter einem Baume niederließen. Hier hielten sie, flüsternd und dann und wann vorsichtig horchend, folgendes Zwiegespräch:

„Suleima," sagte der Ritter, sich vertraulich an sie anschmiegend, „der König selbst hat unbewußt meine heißesten Wünsche erfüllt, indem er mich dir zum Begleiter gab. Vergebens sann ich, wie es möglich sein würde, eine geheime Unterredung mit dir zu bewerkstelligen. Unser Gott braucht unsre größten Feinde dazu, unsern Zwecken zu dienen. Denn denke dir mein Erstaunen, der König deutete in der Unterredung mit mir darauf hin, es würde ihm lieb sein, wenn ich mich um deine Gunst und

dann um dein Herz und deine Hand bewürbe." Agnes zuckte zusammen. „Es steht unsrer ehelichen Verbindung also nichts im Wege und vereint können wir natürlich an unserm großen Werke mit größerm Nachdruck und Erfolg arbeiten, als getrennt und vereinzelt. Aber du scheinst dich über diese unerwartete Gunst des Schicksals nicht zu freuen, während ich darin ein Zeichen sehe, daß unser großer Plan endlich zur Ausführung kommen wird."

„Ich sehe in dem Antrag nichts als eine uns gelegte Schlinge der Niederländer," versetzte die Dame. „Wir haben ein gefährliches Spiel getrieben, um die scharfen Augen unsrer Feinde, von denen wir umgeben sind, zu täuschen. Sollte nicht ein solches Argwohn geschöpft haben und die Königlichen uns auf die Probe stellen wollen?" Sie sprach diese Worte mit einer Verwirrung, die, wenn Rodriguez irgend möglich gewesen wäre, gegen sie selbst einen Argwohn zu fassen, ihn hätte stutzig machen müssen. Doch kein Gedanke von Zweifel an ihren so oft schon glänzend bewährten Eifer für das unterdrückte Volk der Mauren kam in seine Seele, und ruhig erwiderte er: „Du hast zu oft erklärt, daß die Liebe zu einem Manne nicht Platz in deinem Herzen greifen könne, bevor unser Volk nicht frei und glücklich sei, als daß ich hoffen dürfte, deine Seele werde sich mir früher zuwenden. Aber du weißt, wie ich dich mit glühender Leidenschaft liebe von der Stunde an, als du an der Hand des greisen Priesters Abu Hassan in unsre geheime Versammlung in Granada tratst und mit begeisterten Worten die Noth unsres Volkes schildertest und zur Selbsthülfe ermahntest. Abu Hassan und die Häupter der Verschwörung haben mich dir, dem Sproß unsres Königshauses, zum Gemahl bestimmt, d. h. sie haben mich zum König von Granada erwählt. Wärst du ein Mann, so wären all diese Beschlüsse unnöthig gewesen. Du nur könntest und würdest unser König sein. Aber der Koran

verbietet, daß ein Weib über das Volk der Gläubigen herrsche. Dich, den Sproß des königlichen Hauses, die begeisterte Kämpferin für unsre Freiheit, wollen Alle in Granada, welche zur Verschwörung gehören, zur Königin, und so mußtest du dir einen Gemahl wählen."

„Und Abu Hassan führte dich mir als den Würdigsten zu," ergänzte sie frostig. „Tröste dich, Said, ich werde dich lieben lernen, wenn wir die Freiheit errungen haben. In der Sklaverei dieser Spanier und — o noch viel schlimmer! — dieser raubgierigen Niederländer keine Liebe, kein andres Gefühl, als der glühende Durst nach Freiheit, nach Rache! Darum sage, was für Nachrichten bringst du?"

„Horuch Barbarossa ist in Algier gefallen von den Schwertern der Spanier." —

„Weh mir! Wieder ein kräftiger Mann weniger, der mit Kühnheit und Kraft für uns aufzutreten bereit war! Ein böses Schicksal verfolgt uns. Werden wir zum Ziele kommen, Said?"

„Ich erstaune über deinen Kleinmuth. Nie hörte ich solche Worte aus deinem Munde. Bist du nicht mehr die durch nichts zu beugende starke Seele, die durch jedes neue Unglück nur noch gewaltiger sich erhob? Bist du nicht mehr der leuchtende Stern, dessen schimmernder Glanz uns Allen Muth und Hoffnung in die Seele strahlte? Was konnte dir begegnen, das dich verwandelte? Was konnte dein Licht verdunkeln?"

„Verzeihe, Said," bat sie ängstlich. „Auch die stärkste Seele hat ihre schwachen Stunden. Hatte sie nicht sogar unser großer Prophet? Wenn ich heute weniger zuversichtlich auf das Gelingen unsres Werks vertraue, so wird diese trübe Stimmung vorübergehen. Das Unglück läßt nicht ab uns zu verfolgen, und der Aufenthalt am Hofe dieses kindischen Königs unter diesen habgierigen ränkesüchtigen,

verächtlichen Niederländern und unsern Todfeinden, den stolzen Spaniern, ist recht geeignet den stärksten Geist niederzubeugen. Du weißt nicht, du ahnst nicht, was ich leide."

„Arme Suleima! Aber die Liebe soll dir vergelten. Auf dem prachtstrahlenden Throne Granada's, in der goldnen Alhambra wirst du als angebetete Königin, als die Königin meines Herzens, als die Königin aller Gläubigen, lange Jahre des Ruhms und des Glücks genießen."

Agnes schüttelte wehmüthig das schöne Haupt, und eine Thräne schimmerte in ihrem Auge. „Berichte mir weiter!" bat sie mit weicher Stimme.

„In ganz Kastilien ist die Stimmung gegen den König und die Niederländer feindlich, und die Aufregung steigt mit jedem Tage. Die Treulosigkeit des Königs und des schändlichen Chievres, die jede, auch die feierlichste Zusage und die heiligsten Eide bricht, versetzt die Kastilier in Wuth, und bald wird diese in offne Empörung ausbrechen. Männer, die es genau wissen können, versichern, er habe schon an drei Millionen Realen spanisches Geld als seinen Raub nach Brüssel geschickt. Was weiß dieser Knabe Karl, wie das Land und er selbst betrogen wird, eine Puppe in der Hand eines schlauen Bösewichts! Jetzt will Chievres auch die Goldbergwerke Altkastiliens ausbeuten, und schon haben Bergleute aus Deutschland das Werk begonnen. Die Grandes sagen: nicht nur das Gold über der Erde stiehlt er aus unsern Beuteln, auch das Gold unter der Erde will er aus unsern Bergen rauben. Die Ernennung eines niederländischen Knaben, des Neffen von Chievres, zum Erzbischof von Toledo, zum Primas des Königreichs, hat die Trägsten aufgestachelt, und der Aufstand bereitet sich vor. Hätten die Ränkeschmiede nicht den Infanten Don Fernando fortgeschafft, die Empörung gegen Karl zu Gunsten Fernando's wäre schon ausgebrochen, und jener mit

seinem räuberischen Gefolge schimpflich aus Spanien gejagt. Das haben die Schlauköpfe geahnt; deshalb schickten sie den Infanten aus dem Lande. Aber ihre List wird ihnen nichts helfen. Es wird und muß zur Empörung kommen, und der erste Ton der in Kastilien gezogenen Sturmglocke ist für alles arabische Blut in Andalusien und Valencia ebensogut das Zeichen zur Erhebung. Bald fällt das Joch, meine Suleima, und an deines Said Seite steigst du in unsrer königlichen Alhambra auf den Thron deiner Väter.''

Er fuhr fort ihr genau zu berichten, was neuerdings in Granada, Kordova, Malaga und andern andalusischen und valencianischen Städten zur Vorbereitung des Aufstandes gegen die Christen geschehen war. Nach Ximene's Tode, dessen eiserne Hand sie niedergehalten, war sehr viel gethan, und die Verschwörung der vornehmen Mauren, frei von der Furcht vor dem starken Regenten, hatte an Zahl und Kraft zugenommen. Die Gräfin hörte ihn mit einem wehmüthigen Lächeln an. Dann bestiegen sie die Pferde wieder und folgten dem Tone der Jagdhörner.

Bei der Kollation, welche auf einer Halde in Zelten eingenommen wurde, bat der König die Gräfin Cardona um eine kleine Unterredung. Er führte sie hinaus und sprach leise:

„Der Ritter Don Rodriguez Luzero, dem ich mich sehr verpflichtet fühle, hat mir seine Liebe zu Euch gestanden. Wie könnte ich ihn schöner belohnt sehen, als mit Euerer Hand? So eben sagt er mir, daß er Euch seinen höchsten Wunsch entdeckt habe. Es ist auch der meine. Ihr habt ihm nicht alle Hoffnung geraubt. Ich bitte Euch, zahlt ihm die Schuld Eueres Königs und macht mich dadurch zu Euerm Schuldner auf Zeitlebens. Erlaubt mir, daß ich Euch heute noch mit ihm verlobe, und erhebt diesen Tag dadurch zu einem wahren Freudenfeste. Auch die Königin

Germaine, mit der ich vorhin darüber gesprochen, wird die größte Freude empfinden, wenn wir heute noch im Schlosse des Don d'Andrada Euere Verlobung feiern und dadurch seine Gastfreundschaft belohnen, seinem Feste die Krone aufsetzen. — Ich bitte Euch, sagt Ja, sagt Ja!"

Damit ergriff er ihre Hand und sprang heiter lachend wie ein fröhliches Kind an ihr empor.

„Nur heute nicht," stammelte die Gräfin todtenbleich und bebend. „Vergönnt mir, die Entscheidung auf morgen zu verschieben."

„Ha, Ihr seid krank. Ich seh' es jetzt!" rief der König theilnehmend.

„Es ist so. Stürmt also nicht auf mich ein, und erlaubt mir, mich zum Schlosse zurück zu begeben. Ich werde mich erholen und sammeln."

„Der Markgraf soll Euch begleiten, und wenn Ihr morgen Euch wieder wohl fühlt, dann die Verlobung."

Sobald die Königin Kenntniß vom Unwohlsein ihrer Freundin erhielt, ersuchte sie den Markgrafen, seiner Ritterpflicht nachzukommen und die Gräfin auf das Schloß zurückzuführen. Der König befahl es ihm, und er hob Agnes auf das Pferd und bestieg das seinige. Sie ritten eine Zeit lang schweigend neben einander.

„Agnes," sagte er endlich, „du bist wirklich krank. Ich werde nach Barcelona reiten, um den Leibarzt des Königs herbeizuholen." Aber vergebens suchte er in diese Worte den alten einschmeichelnden Ton zu legen; sie klangen gezwungen.

„Bemühe dich nicht, Johann," entgegnete sie. „Nicht des Arztes bedarf ich; nur eines aufrichtigen Wortes von dir. Ich wollte dich eben um eine Unterredung unter vier Augen bitten, als der Befehl des Königs und die Bitte der Königin dich zu meinen Begleiter ersahen. Du hast mir oft in den stillen Nächten, die du an meiner Seite zubrachtest,

gesagt, die Deutschen seien ehrliche und treue Menschen. Du hast mir versichert, du seist der ehrlichste und treueste von Allen. Ich habe dir geglaubt und o wie gern geglaubt, obgleich man mir sagte, du habest mit deinen Brüdern ein Verbrechen gegen deinen Vater begangen. Denn ich liebe dich. Es ist dir gelungen, was keinem Manne vor dir, mein Herz zu besiegen. Du bezwangst mich mit göttlicher Gewalt und hast mich durch deine Liebe mit einer früher von mir nicht geahneten Fülle von Glück überschüttet. Und deshalb glaube und vertraue ich deinen Worten, als hätte sie ein Gesandter Gottes zu mir gesprochen. Also antworte mir auf eine Frage: „Weißt du von der Absicht des Königs, mich mit Don Rodriguez de Luzero zu verbinden?"

„Du setzest mich in Erstaunen, Agnes!" rief der Markgraf mit glücklicher Verstellung. „Kein Wort weiß ich von solch einem Plane. Wie könnte ich dich einem Andern gönnen, der ich deinen Besitz als mein höchstes Glück betrachte! Weißt du nicht mehr, wie oft ich den glühenden Wunsch an deiner Seite ausgesprochen habe, dich als Gattin zu besitzen, und wie du stets mir diesen Wunsch versagt hast aus geheimnißvollen Gründen, deren Enthüllung du mir erst in Zukunft versprachst? Wie trostlos hast du mich über solche Weigerung gesehen! Wie könnte ich es nun ertragen, daß ein Andrer in den Besitz des Schatzes komme, den ich als mein Eigenthum zu betrachten das Recht habe!"

„Genug der Worte! Ich glaube dir," erwiderte sie, doch nicht mit der Wärme der Ueberzeugung, welche aus dem Herzen strömend, das Wort durchdringt. „Und ich will mich auch nicht länger weigern dein Weib zu werden. Du kannst nicht ahnen, was mich dieser Schritt kostet, was ich dir opfere. Nie noch hat ein Weib auf Erden einem Manne solch ein Opfer gebracht. Wenn ich deine Gattin

bin, fern von diesem Lande — denn hier können und dürfen wir nicht bleiben; wir müssen nach Deutschland fliehen — dann sollst du Alles erfahren; ich will dir die geheimste Falte meines Herzens aufdecken; ich will dir beichten, was ich erstrebt, was ich gewünscht, und wozu ich ausersehen war. Jetzt kann ich dir nur sagen, daß ich, indem ich dir die Hand zum Ehebunde reiche, zur Verrätherin an der heiligsten und höchsten Sache werde, die ein Mensch jemals die seinige nennen kann. Ermiß daran die Größe meiner Liebe."

„Du setzest mich durch deine unerwartete Erklärung in Erstaunen," sagte der Markgraf, froh einen Ausweg aus seiner peinigenden Verlegenheit gefunden zu haben. „Doch die Liebe ist nicht immer blind; sie hat zuweilen auch sehr scharfe Augen. Und so seh' ich einen Widerspruch in deinen Worten gegen dich selbst. Ist deine Liebe so groß, wie du mich versicherst und wie ich dir auch gern glauben will, warum nennst du mir nicht gleich das große Opfer, welches du mir darzubringen vorgibst? warum enthüllst du mir nicht dein Geheimniß? Kann denn ein wahrhaft liebendes Weib dem geliebten Manne irgend etwas verschweigen? Kann zwischen Liebenden ein Geheimniß sein? Wenn ich argwöhnisch wäre, es könnte mir verdächtig vorkommen, daß du erst durch den Segen der Kirche unauflöslich an mich gefesselt sein willst, eh du mir dein ganzes Vertrauen zu schenken gedenkst."

„Du hast recht!" antwortete sie mit einem bittern eiskalten Lächeln. „Dieser Vorwurf trifft mich. Aber es will mich bedünken, als sei er nicht der Vorwurf eines liebenden Herzens, sondern der kühlen Ueberlegung. Aber ich will dir nachgeben; ich will ihm begegnen. Du sollst Alles erfahren, bevor ich dein Weib bin; denn nicht der Ehebund macht mich zur Verrätherin an dem, was erst das höchste Gut meines Lebens war, die Liebe hat mich schon

dazu gemacht. Als ich von deinem werbenden Blick, von deinem bittenden Worte zuerst bezwungen, von einer unwiderstehlichen Gewalt gezogen, an deine Brust sank, als die Flammen der Leidenschaft, die du in mir entzündet, über mir zusammenschlugen und mich in der Seligkeit der Liebe Himmel und Erde vergessen ließen, da war der Verrath schon begangen. Ich hätte deine Nähe fliehen, ich hätte mich von diesem Hofe entfernen sollen, als ich mein Auge zu erstenmal mit stillem Entzücken auf deiner ritterlichen Gestalt verweilen ließ und, plötzlich von deinem liebeflehenden Blicke getroffen, es erröthend zu Boden schlug. Da zuckte der Blitz in mein Herz und zündete; in dieser Stunde hätte ich abreisen müssen, um meiner hohen und heiligen Pflicht zu genügen. Aber die Bande, die du leise um mich wandest, waren so süß; sie wurden immer festere, duftende Rosenbande, und bald fehlte mir alle Kraft, mich ihnen zu entwinden. — Genug davon! Du sollst mein Geheimniß erfahren. Doch nicht jetzt, nicht während dieses geräuschvollen Festes. Du mußt mir vorher den heiligsten, den feierlichsten Eid schwören, niemals ein Wort von dem, was ich in deine Brust niederlege, zu verrathen; du mußt mir diesen Eid in der Mitternacht in der Kathedrale zu Barcelona auf die geweihte Hostie schwören. Und an jener Stelle sollst du Alles erfahren, sollst mich ganz kennen lernen, sollst es wissen, wie ich dich liebe, und daß ich für dich Alles hingab, was Millionen kaum besitzen."

Dem Markgrafen wurde etwas unheimlich bei dieser Aussicht. Doch tröstete er sich, daß die angedrohte Scene um mehre Tage hinausgelegt war, und er hoffte mit Chievres, des Königs und der Königin Hülfe ihr ohne Aufsehen zu entgehen; denn er war natürlich entschlossen, ihr um jeden Preis auszuweichen. Zwar hätte er das merkwürdige Geheimniß seiner Geliebten gern gewußt, und er machte in der That noch einen Versuch, es ihr durch die

alten oft erprobten Schmeichelkünste, die ihm in so hoher Ausbildung zu Gebot standen, zu entlocken, ohne sich erst auf einen so wunderlichen Eid einzulassen, er ließ aber ab, so bald er sich überzeugte, daß Agnes nach ihrem ihm bekannten Charakter fest bei ihrem ausgesprochenen Willen verharrte, und versprach ihr, sich zu stellen, ihren Anforderungen zu genügen und dann ihr Bekenntniß entgegen zu nehmen. Nachdem er die Gräfin ihren Frauen übergeben hatte, ritt er wieder in den Wald zurück, um an der Seite der Königin, die ihm durch Wort und Blick nur allzudeutlich zu erkennen gab, wie angenehm ihr seine Bewerbung sei, den stattlichen Rückzug zu machen.

Agnes blieb bis zur Heimkehr der Gesellschaft mit ihrer Dienerin Aya — diese war vor einiger Zeit von Donna Maria Padilla zu ihrer frühern Herrin zurückgekehrt — in ihrem Zimmer eingeschlossen. Die Boten des Königs, der Königin, des Hauswirths und Andrer, gesandt um sich nach ihrem Befinden zu befragen, ließ sie von einer Kammerfrau abfertigen. Am Abend schlich Aya vorsichtig zu den Zigeunern, welche als Musikanten angelegt waren, und verhandelte heimlich eine Zeit lang mit der Altmutter derselben. Dann begab sie sich mit einem Pack Kleider unter dem Schutze der Dunkelheit zu der Herrin zurück, die sich bei allen Anfragern für kränker ausgeben ließ, als sie war.

Der folgende Morgen führte die glänzende Versammlung zu einer neuen Jagd in eine andre Berggegend. Agnes war natürlich als krank im Schlosse zurückgeblieben. Die verliebte Königin und der galante Markgraf legten sich wenig Zwang an, und der Prinz von Kalabrien hielt sich in strenger Ferne. Der König flüsterte Chievres einige glückwünschende Worte zu. Die Zigeunerbande mußte fröhliche Hochzeittänze spielen. Der glückliche Markgraf vermochte die schöne Herrin mit ihm in den Wald zu reiten, anscheinend zur Verfolgung eines Wildes. Bald

aber, als sie sich dem Gesichtskreis der Uebrigen entzogen hatten, bekümmerten sie sich nicht mehr um das Wild, bemerkten aber auch im Eifer des zärtlichen Zwiegesprächs, das einen immer leidenschaftlichern Charakter annahm, nicht, daß ihnen eine Zigeunerin hinter den Bäumen forthuschend folgte. An einem Abhange hatte die Natur eine Felsenbank mit weichem Moose überzogen. Ein prächtiger Baum streckte seine laublosen Aeste darüber. Der Markgraf sprang vom Pferde und hob die Königin von dem ihrigen. Sie glitt in seine Arme herab, und er preßte die schöne Last, die süßesten Namen flüsternd, an seine stürmisch schlagende Brust. Sie duldete die feurige Umarmung; sie gab sich ihr ganz hin, und der Mund des kühnen Ritters fand schnell ihre liebedurstigen heißen Lippen. Ein langer Kuß vereinigte sie; dann zog er sie schmeichelnd auf die Moosbank nieder, und beide tauschten glückberauscht Kuß und Umarmung und die zärtlichsten Geständnisse. Plötzlich stürzte die Zigeunerin, wie eine Rasende, hinter dem Baume hervor, einen Dolch in der erhobenen Hand, und auf den erbleichenden Fürsten los mit den Worten: „Stirb meineidiger Verräther!"

Die Königin und der Markgraf erkannten in der Zigeunerin die Gräfin Cardona, und schreiend warf sich die Erste zwischen die Wüthende und den geliebten Mann. Sicherlich würde sie vom Dolchstich ihrer Nebenbuhlerin getroffen worden sein, hätte der gewandte Ritter nicht mit einem raschen Griffe diese entwaffnet. „Thörichtes Weib," sagte er kalt und verächtlich, „mit der Buhlerin des Abts von Kempten habe ich nichts zu schaffen. Der Junker von Bübenhoven befindet sich zur gelegenen Zeit bei der Jagdgesellschaft des Königs, um Euch einen Spiegel aus der Vergangenheit vorzuhalten."

Agnes that einen wilden Schrei und stürzte in den Wald zurück. Der Markgraf gab der Königin eine aus

Wahrheit und Dichtung künstlich zusammengesetzte Erklärung, welche sie über ihre zeitherige Freundin in Erstaunen setzte, zugleich ihr aber auch vollkommne Beruhigung einflößte und ihr Herz noch williger machte, die Liebesschwüre des schönen Fürsten aufzunehmen.

Als der Jagdzug Abends auf das Schloß zurückkehrte, war Agnes mit Aya abgereist. Der Vorfall konnte dem König und Chievres nicht verschwiegen bleiben; und da der Erstere kindisch plauderhaft war, so ging die Geschichte mit den abenteuerlichsten Zusätzen heimlich von Mund zu Mund.

Am folgenden Tage reiste auch die andalusische Gesandtschaft ab; der König aber erklärte die Verlobung der Königin Germaine mit dem Markgrafen von Brandenburg vor dem Hofe mit der ausgelassenen Freude eines Kindes, dem ein ausschweifender Lieblingswunsch plötzlich gewährt worden ist, und der Graf d'Andrada nahm davon Gelegenheit ein neues prachtvolles Fest zu veranstalten.

Vier Wochen später wurde das Beilager der Verlobten zu Saragossa gefeiert, wohin sich der ganze Hof zu diesem Zwecke begeben hatte, und der König sparte nichts, um das Fest mit Glanz und Pracht auszustatten. Germaine war eine hochbeglückte Braut. Der muthwillige französische Leichtsinn, lange in ihr durch den Zwang der spanischen Etiquette gedämpft, brach nun gleichsam stürmisch hervor und schien, in Verbindung mit dem süßen Gefühl befriedigter Liebe, das sie bis jetzt hatte entbehren müssen, sie zu verjüngen.

Agnes von Cardona war wie von der Erde verschwunden; auch nicht die leiseste Spur von ihr war aufzufinden, wohin sie sich gewandt haben könnte, so eifrig auch Chievres seine geheimen Nachforschungen nach ihr betrieb. Denn den Markgrafen ängstigte die Ahnung, daß sie die Rache

gegen ihn nicht aufgeben werde, und ließ ihn nicht zum reinen Genuß seines Glückes kommen. —

Mit Magelhaens wurde ein Vertrag abgeschlossen, nach welchen dieser eine Reise nach Westindien vorbereiten und dieselbe antreten sollte, sobald alle nöthigen Vorbereitungen getroffen seien, um einen neuen Weg dorthin über die Molukken aufzufinden, wie er dem Könige vorgeschlagen hatte.

Bübenhoven erhielt den Auftrag, auf Rechnung des Königs einige Goldbergwerke zu betreiben.

10.

Die Kaiserwahl.

Der Erzherzog Ferdinand war gleich nach dem Tode seines Großvaters, des Kaisers Maximilian, nach Brüssel zu seiner Tante der Erzherzogin Statthalterin Margaretha zurückgekehrt. Was sollte der Knabe auch in Tyrol oder Oestreich! In beiden Ländern brachen sehr bedenkliche Volksunruhen aus; die harten Dränger des Volks, die kaiserlichen Amtleute, wurden verjagt, manche erschlagen; die Bewegung griff schnell um sich und ließ eine allgemeine Empörung befürchten. Es zeigte sich jetzt, wie wenig volksthümlich und gerecht Maximilians Regierung sogar in seinen Erblanden gewesen war. Die Aussichten des Erzhauses Oestreich auf die Kaiserkrone waren sehr getrübt; es schien, als sei alle Mühe Maximilians, sie auf das Haupt seines Enkels Karl zu bringen, gänzlich vergebens gewesen. Man sprach von den beiden Brüdern, den jungen schwachen Säulen des Hauses Oestreich, ziemlich verächtlich im deutschen Reiche als von „armen Knaben." Der ältere war König im fernen Spanien, mit welchem Deutschland in

fast gar keinen Beziehungen stand, der andre lebte in den Niederlanden bei seiner Tante, die sowol in den östreichischen Erblanden, wie in Deutschland überhaupt ebenfalls fremd war. Es schien bei der um sich greifenden Empörung sogar zweifelhaft, ob einer der Erzherzöge in den Erblanden zur Regierung kommen werde.

Der König Ludwig von Ungarn und Böhmen ließ unter diesen Umständen seine Schwester Anna, welche mit einem der Brüder verlobt und in Wien erzogen worden war, zurückkommen.

Die Erzherzogin Statthalterin trat jetzt handelnd auf, und sie wandte sich an den rechten Mann, der in dieser Noth allein helfen konnte, und von dem sie voraussetzen durfte, daß er dazu nicht nur die rechten Mittel, sondern auch den besten Willen habe. Nicht ein Kurfürst war es, nicht ein Kriegsheld; es war der alte Leinweber Jakob Fugger, dem sie einen Boten schickte mit einem freundlichen Handschreiben, worin sie ihn auf das Dringendste einlud, ohne Verzug zu ihr nach Brüssel zu kommen. Und er folgte der Einladung, begleitet von seinem Neffen Raimund.

Die Gefahr für Oestreich war groß. Denn, die Umstände benutzend, bewarb sich der junge König von Frankreich Franz um die deutsche Krone. Dieser ritterliche Herr hatte sich durch die Wiedereroberung Mailands mittels des Siegs in der Schlacht bei Marignano, wo er selbst mit großer Tapferkeit gefochten, einen berühmten Namen gemacht. Seine persönlichen Eigenschaften, vorzüglich seine Ehrenhaftigkeit und seine Leutseligkeit wurden vielfach gelobt. Mit dem Papste stand er im besten Vernehmen und war der thätigsten Unterstützung desselben gewiß; der König von England sagte ihm die seinige zu. Nun trat er auch mit einem deutschen Fürsten nach dem andern in freundschaftliche Beziehungen und durfte manchen von ihnen für

sich zu gewinnen hoffen. Die Existenz der Herzöge von Geldern und von Würtemberg hing von Franz ab, der Herzog Heinrich von Lüneburg nahm für ihn Partei; seine heimlichen Gesandten reisten, mit großen Geldsummen versehen, von einem deutschen Fürstenhofe zum andern und wurden dieser klingenden Gründe wegen überall gut aufgenommen. Der Kurfürst von Trier, der schon bei Maximilians Lebzeiten zu Franz gehalten hatte, trat jetzt sogar bei den übrigen Kurfürsten als Werber für seinen königlichen Gönner mit den ausgedehntesten Vollmachten desselben auf. Es war darin gesagt: er solle den übrigen Kurfürsten und ihren Vertrauten so wie andern Fürsten des Reichs so viel Geld bewilligen, als ihm gut scheine, entweder ein für allemal oder als jährliche Pensionen, und dafür in seinem (des Königs) und sogar seiner Nachfolger Namen die Besitzthümer der Krone zur Hypothek setzen; und diese Verträge sollten eben so viel Kraft haben, als wenn der König selbst sie abgeschlossen hätte. Den Fürsten, dem Adel, den Städten wurde Bestätigung ihrer Privilegien versprochen, dem ganzen Reich die Vertreibung der Türken; der trierer Kurfürst sollte das Alles im Namen des Königs beschwören. Und so gelang es, die Kurfürsten von der Pfalz und von Köln dem französischen König geneigt zu machen. Der von Mainz wurde vom Papst günstig für Franz gestimmt; der eitle Albrecht wünschte päpstlicher Legat zu werden, und Leo ließ ihm diese Würde durch König Franz zusagen, wenn er diesem seine Kurstimme gebe. Der Kurfürst von Brandenburg erhielt von dem französischen Gesandten das Versprechen, seinem Sohne die Prinzessin Renée, Tochter Ludwigs XII. und der Anna von Bretagne, die für den König Karl bestimmt gewesen war, zu vermählen; er selbst solle Statthalter des Kaisers werden. Der Ehrgeiz des Brandenburgers regte sich: er kaiserlicher Statthalter, sein Bruder päpstlicher Legat, das

waren Aussichten zur Erhebung des brandenburger Hauses. Auch der Vetter Markgraf Kasimir von Brandenburg war von König Franz durch Geld und Versprechungen gewonnen. — Nicht minder wurden von Frankreich auch Unterhandlungen mit dem alten Kurfürsten Friedrich von Sachsen angeknüpft; seine gereizte Stimmung gegen das burgundische Haus wegen der Uebervortheilungen, die er in den Niederlanden erfahren, waren den Franzosen bekannt; aber der weise Friedrich versprach nichts und zeigte sich wie immer unbestechlich.

Bei den rheinischen Kurfürsten kam zu den Verlockungen des französischen Königs noch die Furcht vor seiner Kriegsmacht; ihre Grenzen gegen Frankreich waren unbeschützt; sie konnten jeden Tag überfallen werden.

So standen die Dinge, als Jakob Fugger in das Zimmer der hohen Frau trat, in welcher er das jetzige Haupt des östreichischen Hauses verehrte, und auf die er alle Liebe übertragen hatte, welche er für ihren Vater gehegt. Er fand eine Gesandtschaft des Königs von Spanien bei ihr; eine schwere Last Geld war aus Barcelona ebenfalls angelangt, und es sollte nun Rath gepflogen werden, wie den schlauen Bemühungen des Königs Franz am wirksamsten zu begegnen sei. Margaretha zog sich mit ihrem alten Freunde in ihr Kloset zurück; sie wollte seine Meinung erst allein hören, die ihrige ihm zur Begutachtung vorlegen. Sie kannte keinen treuern Freund als ihn. Die Verhältnisse wurden von beiden wohl erwogen; die Kurfürsten und Fürsten wurden einzeln der Reihe nach besprochen, und Fugger verzweifelte nicht am Siege, wenn den französischen Machinationen zu gleicher Zeit offen mit Kraft und Entschiedenheit und im Geheimen mit gleichen Listen, d. h. mit Bestechungen und Versprechungen entgegen getreten würde. Er selbst übernahm es, die Kurfürsten erst auf seine Weise persönlich zu bearbeiten, bevor niederländisch-

spanische Gesandtschaften an sie abgeordnet würden, und versprach der Erzherzogin, sich dabei der Hülfe seines Neffen Raimund zu bedienen, welcher durch seinen Kunsthandel mit allen diesen hohen Häuptern in noch nähern persönlichen Beziehungen stehe, als er selbst. Dann wurde zwischen ihnen ausgemacht, daß eine östreichische Kommission in Augsburg niedergesetzt werden sollte zur Betreibung des Interesses des Königs Karl. Mit den nöthigen Vollmachten der Statthalterin versehen, traten die beiden Fugger die Rückreise an, um in Trier, Köln, Mainz und Mannheim die Verhandlungen anzuknüpfen. Die Fugger'schen Wechsel bewährten ihre Wunderkraft; das einfache Wort des augsburger Leinwebers überwog die feinen und schmeichlerischen Reden der französischen Gesandten; in dem Fugger'schen Gelde meinten die Fürsten stecke ein besondrer Segen; was man damit anfange, gedeihe sichtlich, während das französische einem wie Zaubergold unter den Fingern verschwinde, so daß man nicht wisse, wohin es gekommen sei. Da zeigte sich wieder einmal recht glänzend, was der Name Jakob Fugger im deutschen Reiche werth sei. Ueberall wurden Oheim und Neffe mit großer Auszeichnung aufgenommen; die Kurfürsten rechneten sich seinen Besuch gleichsam zur Ehre an. Vom größten Gewicht war vorzüglich sein weises Wort: „es werde Deutschland zur offenbaren Schande vor der ganzen Welt gereichen, wenn die Kurfürsten einen ausländischen König, einen Franzosen zum Reichsoberhaupte erwählten. Solche Wahl würde Ihnen vom Volke nicht viel besser als ein Verrath am Vaterlande angerechnet werden. Deutschland könne und dürfe nur einen deutschen Fürsten zum Kaiser haben. Auch werde der Franzose die Interessen seines Stammlandes stets vor den deutschen wahren, und darin würde die Rache des Schicksals für solch eine unpatriotische Wahl liegen und zu schlimmen Händeln führen. Wahr sei es, das Reich be-

dürfe eines mächtigen Kaisers, theils zur Schlichtung der innern Wirren, theils des unvermeidlichen Türkenkriegs wegen. Der reichste und mächtigste König Europa's sei aber der junge König von Spanien, nicht nur ein ächt deutscher Fürst, sondern sogar von habsburgischem Blute, welches die deutsche Kaiserkrone schon so lange mit Glück und Ehren getragen, u. s. w." Die blanken kremnitzer Dukaten von Fugger'schem Gepräge gaben diesen gewichtigen Worten den gehörigen Nachdruck und die überzeugende Kraft. Fugger fand wenig und nur schwachen Widerspruch. Am meisten mußte ihm an der Gewinnung des Kurfürsten von Mainz gelegen sein, weil sie auch die seines Bruders in sichre Aussicht stellte. Für die Unterhandlung mit Albrecht konnte zu diesem Zweck kein besserer Mann gefunden werden, als Jakob Fugger. Der Kurfürst war wieder in bedeutendem Vorschuß bei dem alten Leinweber, und dieser überreichte ihm nicht nur den zerrissenen Schuldbrief, sondern damit zugleich Wechsel von gleichem Betrage. Bei der Tafel fand Martha Bry unter ihrem Teller ein zusammengefaltetes Pergament und las mit freudigem Erstaunen darin ihre Ernennung zur Gräfin von Aschaffenburg durch die Erzherzogin Statthalterin der Niederlande nebst dem Versprechen, daß der König von Spanien diese Standeserhöhung sogleich nach seiner Krönung zum deutschen Kaiser bestätigen werde. Und als der Kurfürst von der Tafel in sein Zimmer zurückkehrte, sah er zu seiner Ueberraschung dort eins der trefflichsten Gemälde Rafael Sanzios aufgestellt, welches Raimund Fugger im vorigen Jahre von dem berühmten Künstler in Rom selbst gekauft hatte. Es war der heilige Johannes der Täufer in der Wüste. Raimund hatte dem Kurfürsten darüber Meldung gemacht, aber eine so hohe Summe dafür gefordert, daß Albrecht den Ankauf beanstandet hatte. Jetzt wurde ihm das Bild zum Geschenk gemacht.

Der Kurfürst erklärte hierauf seinem alten augsburger Geschäftsfreunde unter vier Augen mit großer Freundlichkeit: er werde die officielle Gesandtschaft des Königs von Spanien mit erwünschter Genugthuung empfangen. Für die Zustimmung seines Bruders leistete er gewissermaßen Bürgschaft.

Mit nicht geringerem Erfolge operirte Jakob am pfälzischen Hofe, und als er auf diese Weise die Runde gemacht hatte, war zwar der wohlbekannte Kasten Veit Schellenbergers zum bedenklichen Kopfschütteln des alten Knaben, der seinen Herrn auch jetzt, wie auf jeder Reise begleitete, weit öfter leer geworden, als gewöhnlich in so kurzer Zeit, aber von Brüssel aus konnte nun an jeden kurfürstlichen Hof ein Gesandter geschickt werden; der augsburger Bürger hatte ihm überall den Weg geebnet.

Der böhmischen Kurstimme war der spanische König ohnedies gewiß, und in Bezug auf Sachsen griff die Gesandtschaft die Vermählung der Erzherzogin Infantin mit dem Prinzen Johann Friedrich wieder auf, und man durfte sich auch davon glücklichen Erfolg versprechen.

Die östreichische Commission trat unter dem Vorsitze Matthäus Langs, des Bischofs von Gurk, in Augsburg zusammen; der Kardinal von Sitten gehörte dazu. Durch ihn hoffte man die Eidgenossenschaft von Frankreich abzubringen und dem östreichischen Interesse zuzuwenden. Zwischen Brüssel und Augsburg gingen wöchentlich Eilboten; denn die Erzherzogin Margaretha hatte sich die oberste Leitung der Verhandlung vorbehalten. Mit Mühe und Geld wurden die Eidgenossen von Frankreich abgezogen, wenn sie auch nicht zu bewegen waren, sich bestimmt für Karl zu erklären. Bei allen günstigen Aussichten war die Sache doch keineswegs schon gewiß, und Trier wollte durchaus seine Stimme frei behaupten. Dieselbe Erklärung gab auch Sachsen. Die Franzosen gaben keineswegs

die Hoffnung auf; sie machten verschiedene Versuche sich einige Kurstimmen zu erkaufen und rechneten vorzüglich auf die Unterstützung des Papstes; ja sie unternahmen es sogar, über Jakob Fugger's geheime Wirksamkeit entweder gar nicht, oder doch nicht gehörig unterrichtet, das Fugger'sche Haus durch große Versprechungen in ihr Interesse zu ziehen, was ihnen natürlich gänzlich mißlang. Die Gesandten Karl's trugen überall den stillen Sieg davon, und wo er etwa noch zweifelhaft war, da gab das Fugger'sche Geld und die Fugger'sche Ermahnung die Entscheidung. Französisches Geld zu nehmen, fingen die deutschen Fürsten an, sich zu schämen; deutsches Geld zu nehmen trugen sie nicht das mindeste Bedenken. Auf diese Weise wurde auch der tapfere Franz von Sickingen für Karl gewonnen und Anführer des schwäbischen Bundesheers, welches den von Frankreich abhängigen Herzog Ulrich von Würtemberg ganz aus seinem Lande vertrieb und dieses als eröffnetes Reichslehn erklärte. Auch der Herzog von Geldern und der von Lüneburg wurden geschlagen. Markgraf Kasimir von Brandenburg erklärte nach Empfang eines Fugger'schen Wechsels: es sei ihm nie in Sinn gekommen dem Enkel seines kaiserlichen Beschützers untreu zu werden. Oestreichs Interesse trat immer siegreicher auf. Unter diesen Umständen fand es endlich auch der Papst für gerathen, sich für Karl zu erklären. Der Kardinal Kurfürst von Mainz bestimmte ihn dazu.

Die Kurfürsten kamen im Juni in Frankfurt zur Kaiserwahl zusammen. Sobald sich die Gegner Oestreichs einmal überzeugt hatten, daß sie den französischen König nicht würden halten können, suchten sie eine Auskunft zu treffen. Einige dachten an Kurfürst Joachim von Brandenburg; aber bald zeigte sich, daß es unmöglich sein würde, ihm die nöthige Zahl Stimmen zu verschaffen. Er war weder mächtig genug, noch persönlich beliebt.

Da kam der Kurfürst von Sachsen Friedrich in Vorschlag. Sein deutscher gemäßigter Sinn, die Weisheit, die er als Reichsverweser beurkundet, sein großer Schatz von Erfahrungen schienen ihn vorzüglich zur kaiserlichen Würde geeignet zu machen. Die östreichische Partei wagte nicht gegen so viel Verdienst aufzutreten. Aber Friedrich hätte nicht der Weise heißen müssen, wenn er Ehrgeiz besessen, wenn er nicht gewußt, daß ein starkes Uebergewicht von Macht dazu gehörte, um das Wirrsal des deutschen Reichs zu ordnen und die stolzen mit Kraft und Nachdruck die Unabhängigkeit erstrebenden Fürsten und Stände mit dem Reife der Kaiserkrone zusammenzuhalten und zum Gehorsam zu zwingen. Auch fühlte er sich zu alt, um diesen schwierigen Kampf zu wagen, für ihn um so schwieriger, als ihm die Macht abging. Er schlug die Kaiserkrone aus und erklärte sich für Karl. Diese Erklärung war entscheidend.

Es war am Morgen des 28. Juni, als, dem alten Gebrauch gemäß, die Sturmglocke durch die alte Wahlstadt ertönte und ihre Bewohner auf den wichtigen Akt der Kaiserwahl vorbereitete. Es war merkwürdig, daß von der Wahl eines deutschen „Königs" nicht mehr die Rede war. Maximilian hatte die Kaiserwürde angenommen und war nie vom Papst gekrönt worden; man nahm also an, daß diese Krönung nicht mehr nöthig sei, zum Beweis, wie sehr das päpstliche Ansehen in Deutschland gesunken war. Die Kurfürsten versammelten sich zur Kaiserwahl. Sie traten schweigend einher in der Pracht ihrer Gewänder nach der Rangordnung und zogen in die Bartholomäuskirche. Am Chore derselben befindet sich eine enge, kleine, halbdunkle Kapelle, ehrwürdig und geheiligt durch den Gebrauch als Conclave der deutschen Fürsten bei der Wahl eines Reichsoberhauptes. Sie nahmen ihre Sitze ein und Albrecht von Mainz sprach das Gebet. Dann wandte

er sich nach alter Sitte und Herkommen zuerst an Trier mit der Frage: „Wen wählt Ihr zum deutschen Kaiser?"

Und Richard von Greifenklau, der zäheste Gegner Oestreichs, erwiderte: „Ich wähle den Erzherzog Karl von Oestreich, Herzog von Burgund und Niederland, König von Spanien und Neapel." — Und da nun dieselbe Frage reihum ging, hatte Karl alle Stimmen.

Nach dieser einstimmigen Wahl beschlossen die Kurfürsten, einem so starken und mächtigen Kaiser gegenüber die Rechte des Reichs zu wahren. Es kam eine bündige Kapitulation zu Stande, welche er beschwören sollte. Die Aemter sollten nur Deutsche erhalten, die Verhandlungen nur in deutscher Sprache geführt, die Reichsversammlungen nur innerhalb der Grenzen Deutschlands abgehalten werden; sie selbst verlangten zum Reichsregimente gezogen zu werden, ohne ihre Einwilligung sollte kein Krieg angefangen, kein Bündniß geschlossen, kein Reichstag angesagt, keine Steuer ausgeschrieben werden u. s. w.

So war denn der neunzehnjährige Karl auch deutscher Kaiser und somit der mächtigste Fürst der ganzen Erde.

Jakob Fugger, welcher während der Wahl in Frankfurt gegenwärtig gewesen war, eilte mit der frohen Botschaft sogleich nach Brüssel zur Erzherzogin Margaretha. Als der alte wackre Leinweber nun vor der holdseligen Fürstin stand und ihr mit freudestammelnder Zunge berichtete, was sich begeben hatte, rief sie: „Das ist der glücklichste Tag meines Lebens. Der sehnlichste Wunsch meines Vaters ist erfüllt. Nun steht das Erzhaus fest für alle Zeit. Mein lieber Vater Jakob — Ihr wißt, daß ich Euch immer gern so nannte, nach dem Tode des Kaisers Max aber zwiefach gern; Ihr habt ja immer als Vater an uns gehandelt, und diesmal als ein recht zärtlicher Vater, ganz im Sinne des theuern Todten — ich

kann Euch nicht mit Gold belohnen; Ihr habt mehr davon als ich, und es wäre eine Schande für mich, Euch eine solche Anerbietung zu machen. Mit dem Kusse einer Tochter will ich mich Euch dankbar bezeigen." Und damit küßte sie den überraschten Mann recht innig. Die Wonne dieses Augenblicks konnte er nicht wieder vergessen bis an sein Ende, und Frau Sibylle mußte oft von diesem Kusse hören.

„Mein Sohn Karl," fuhr die Fürstin fort, „soll es von mir erfahren, was er Euch, wackrer Fugger, zu verdanken hat. Er wird Euch ebenfalls wie ein Sohn lieben und verehren."

Der Pfalzgraf Friedrich wurde sowohl von den Kurfürsten als auch von der Erzherzogin zum Gesandten an König Karl ernannt, um ihm die Botschaft seiner Wahl zu überbringen. Zum Gefolge des Pfalzgrafen gehörte der Graf von Isselstein, dessen Ehewirthin der Tod hinweggenommen, und der nun allein stand in der Welt. Die Kunde war zu ihm gedrungen, daß sein einziges Kind in Spanien verweile, und er schloß sich der Gesandtschaft an, um die geliebte Tochter aufzusuchen, noch einmal ans Herz zu drücken und dann ebenfalls zu sterben.

11.

Botschaft über das Meer.

Durch ganz Spanien ging der finstre Geist der Unzufriedenheit; die untern Schichten der Gesellschaft waren vorzüglich von einer dumpfen Gährung ergriffen, die alle Anzeichen darbot, daß sie einer allgemeinen Empörung entgegen reife. Geschehen war noch nichts, aber es stand sehr zu befürchten, daß über kurz oder lang irgend eine

Veranlassung den Ausbruch herbeiführen werde. Die Nachricht von der Erwählung des Königs zum deutschen Kaiser erhöhete die gereizte Stimmung des gemeinen Volks. Während der hohe Adel sich durch die Erhebung seines Oberhauptes geschmeichelt fühlte und sich selbst dadurch als ersten Adel Europa's, wofür er sich untereinander stets gehalten und erklärt hatte, Anerkennung zu verschaffen hoffte, wurden das Landvolk und die Bürgerschaft der Städte sehr erbittert, daß der König, kaum ins Land gekommen, wo durch ihn und seine Rathgeber nicht nur noch nichts zur Ordnung der Verwirrung des öffentlichen Wesens, vielmehr Vieles zu noch größerer Unordnung geschehen war, es schon wieder verlassen wollte. Diese Leute schrieen überall laut: Spanien, Neapel und die neue Welt seien reich genug, um den König zum mächtigsten Herrscher des Erdbodens zu machen; er bedürfe dazu der armseligen deutschen Krone nicht, die ihrem Träger noch niemals Glück und Segen gebracht habe. Es sei nichts als ein tadelnswerther Ehrgeiz, von dem sie nun zu leiden haben würden. Kaum habe man gehofft, daß das Regiment, der König in Verein mit den Ständen, die schreienden Uebelstände beseitigen werde, als der erstere sich anschicke wieder von dannen zu ziehen, um das Oberhaupt eines Landes zu werden, das in noch schlimmerer Verfassung sei, als Spanien. Man begreife nicht, wie seine Jugend all den unübersehbaren Ansprüchen, die an ihn gestellt werden würden, gewachsen sei; er müsse nothwendig die Interessen eines Landes vernachlässigen, und da er Spanien schon wieder verlasse, so sei voraus zu sehen, welches Land dies sein werde. Niemand könne wissen, wann und ob er überhaupt jemals wiederkehren werde.

Weit größer als gegen den König, den man mit seiner großen Jugend zu entschuldigen geneigt war, zeigte sich die Aufregung des Volks gegen die Niederländer, die mit

ihm ins Land gekommen waren und alle mit schamloser Frechheit darauf hinausgingen, sich zu bereichern. Und in dieser Beziehung theilte der Adel die empörte Gesinnung des Volks. Bei ihm kam noch hinzu, daß alle Stellen mit Niederländern besetzt wurden und Chievres nur für große Summen einem Eingebornen ein Amt überließ. So wurden die beiden Hauptpunkte der vom König beschwornen Verfassung, keinen Ausländer anzustellen und kein Geld aus dem Lande gehen zu lassen, gleichsam vor aller Augen verhöhnt. Der gemeine Mann war nun aber auch wieder besonders gegen den inländischen Adel erbittert, der es in Verderbtheit und Zügellosigkeit der Sitten den Niederländern noch zuvorzuthun sich beeiferte. Die alte spanische Tugend der Ehrbarkeit und Zucht schien gänzlich verschwunden zu sein. Der Bauer und der Bürger klagten laut, daß die Adligen ihre Töchter verführten, ihren Weibern Gewalt anthäten, Geld von ihnen erpreßten, die Religion verspotteten und kein Bedenken trügen, jede Schandthat, von der sie sich Vortheil oder Vergnügen versprächen, auszuführen. Der Geist des Jahrhunderts erwachte auch im spanischen Volke und nahm, wie in Deutschland und Ungarn, eine drohende Stellung gegen die übermüthigen Dränger und Unterdrücker an.

Am lautesten sprach er sich im Königreich Valencia aus. An den Hof in Barcelona wurde berichtet, die ganze Bevölkerung dieses Königreichs warte nur darauf, bis der König zu seiner Anerkennung und zur Eröffnung des Landtags nach Valencia kommen werde, um aufzustehen und sich von der Last der Niederländer zu befreien. Damit noch nicht genug, wurde auch behauptet, die starke maurische Bevölkerung Valencias habe sich in einer großen Verschwörung zusammengethan, welche sich nach Andalusien erstrecke; sie ständen in Verbindung mit den Mauren in Afrika, und die große Masse von Seeräubern dieses Volks,

welche fort und fort die spanischen Küsten beunruhigten, seien die Vermittler zwischen ihren Glaubensbrüdern auf beiden Seiten des mittelländischen Meeres. Diese Gerüchte boten der Umgebung des Königs hinlänglichen Grund, ihn von der Reise nach Valencia abzuhalten; der Markgraf von Brandenburg bezeigte eben so wenig Lust, als Vicekönig in ein Land zu gehen, wo er seines Lebens keine Stunde sicher war. Er zog es vor, die Liebe und die Gelder seiner Germaine in Sicherheit zu genießen. Man kam endlich überein, den Kardinal Adrian als Bevollmächtigten des Königs nach Valencia zu schicken und durch ihn den Landtag eröffnen und die Anerkennung des Königs bewirken zu lassen. Der sanfte und ruhige Adrian war unter allen Niederländern in Spanien der am wenigsten Verhaßte, und seine hohe geistliche Würde, vor der das Volk die heilige Scheu und Ehrfurcht noch nicht verlernt hatte, verschaffte ihm mehr Ansehen und Nachdruck als jedem Andern. Vergebens sandten die Valencianer Botschaft über Botschaft an den König, in eigner Person zu ihnen zu kommen. Er und seine Umgebung betrieben vielmehr die Abreise nach Deutschland aus allen Kräften. Es fing den Niederländern nachgerade an unheimlich in Spanien zu werden. Es schien, als stände die Erfüllung der Prophezeihung des Kardinals Ximenes, die jetzt in Aller Mund war, vor der Thür. Der alte Priester hatte es nicht an nachdrücklichen Ermahnungen und Warnungen fehlen lassen. Keine einzige war beachtet und befolgt worden.

In diesen schwierigen Zeitverhältnissen traten die Handwerkerzünfte in Valencia aus eignem Antriebe zu einer großen bewaffneten Korporation zusammen, der sie den Namen „Germania" (Verbrüderung) beilegten. Sich selbst nannten sie davon Germanaten. Als Vorwand gaben sie an: sie wollten das Land gegen die Ueberfälle

der afrikanischen Mauren und die Empörung der in ihrem Königreich wohnenden beschützen; die Germania war aber eigentlich gegen den einheimischen und nebenbei wol auch gegen den niederländischen Adel gerichtet. Die Verbündeten sandten einen ihrer kühnsten und schlausten Führer an den König nach Barcelona, der da glaubhaft zu machen suchte, die Germanaten handelten im Sinne des Königs zum Schutz des Landes. Sie begehrten seine Bestätigung, und er wagte nicht, sie ihnen zu versagen. So wie dieses geschehen war, breitete sich die Germania außerordentlich schnell aus, begriff bald ganz Valencia und dehnte sich nach Kastilien aus. Hier waren es die vor einigen Jahren aufständisch gewesenen Städte, die sich dem Bunde zuerst anschlossen, und wieder traten dieselben Häupter hervor, welche damals den Aufstand geleitet hatten. In fast allen Städten kam es zu wildem Unfug, zu Mord und Todtschlag. Anfangs schien die Bewegung nur gegen die Beamten und Volksfeinde gerichtet; auch die unglücklichen Mauren und ihre zum Christenthum gezwungenen Brüder waren meist ein Gegenstand der Wuth der Germanaten; bald aber zeigte sich, das eigentlich der Adel gemeint war. Von Woche zu Woche wuchs der Bund und nahm eine immer drohendere Stellung an.

Jetzt griff Chievres, dem es nicht wohl bei der Sache wurde, zu dem unklugen Mittel, den König zu einem Befehl zu vermögen: der Germania-Bund solle sich auflösen und seine Waffen den königlichen Beamten ausliefern. Diese Verfügung goß natürlich Oel ins Feuer. Ueberall traten Handwerker als begeisterte Volksredner auf; die Germanaten verweigerten dem Befehle den Gehorsam und schlossen sich fester aneinander, hie und da schloß sich schon das Landvolk an sie an, und der König hatte nicht die Macht, den ihm gebotnen Trotz zu ahnden. Er mußte geschehen lassen, was er nicht ändern konnte und verlor

dadurch fast alles Ansehen. In Deutschland war er seiner Macht wegen zum Kaiser erwählt worden, und in Spanien vermochte er eine Volksbewegung nicht zu unterdrücken, die jetzt ihn und seine Minister laut verhöhnte.

Noch aufgeregter wurde das Volk in Valencia und in den Grenzländern durch die um diese Zeit in der Hauptstadt des genannten Königreichs ausgebrochene Pest, welche furchtbare Verheerungen anrichtete. Noch immer hatte der König, dessen persönlicher Muth erwacht war, den Vorsatz gehegt, selbst nach Valencia zu gehen und durch sein persönliches kräftiges Auftreten die Bewegung am Orte ihres Ursprungs zu ersticken; die grausam dort wüthende Pest vereitelte diesen Plan. Er ging im September mit dem ganzen Hofe über Saragossa und Burgos nach Valladolid zur Abhaltung eines neuen Landtags von Kastilien. In Saragossa gab er dem Don Fernando Magelhaens die Abschiedsaudienz. Der Seefahrer hatte nun Alles zu seiner Reise nach der neuen Welt gerüstet und gedachte in kurzer Frist die Anker zu lichten.

Um diese Zeit war es, als eines Morgens, sobald die Nebel der Nacht vom Meere wichen, in einem Fischerdorfe an der Küste von Südvalencia bei Guardamar ein kleines Boot erkannt wurde, welches nach dem Lande zu steuerte. Es schien Eile zu haben in der ersten Frühe des Tags, doch nahm es seine Richtung nicht nach dem Dorfe, sondern lenkte in eine von Felsen umgürtete und von Bäumen und Gebüschen dicht umkränzte Bucht ein, die unter dem Namen der Cervera-Bucht bekannt, von einer vorliegenden Landzunge geschützt, ein heimliches Versteck bildete, in welchem kleine Fahrzeuge sich tagelang verbergen konnten, ohne weder vom Meere, noch vom Lande aus bemerkt zu werden. Hinter einem vorspringenden Felsen angelegt, wurde das Boot von den beiden Ruderknechten befestigt; ein junger bäuerisch

gekleideter Mensch stieg aus, gab den Leuten mit leiser Stimme einige Befehle, und kletterte dann vorsichtig in einer Schlucht am Felsenufer empor. Offenbar war er mit diesem unbequemen und theilweise sogar gefährlichen Wege schon vertraut; denn er war sicher in der Wahl jedes Trittes. Auch schlug er, oben angelangt, nicht etwa einen gebahnten Weg, der freilich auch hier nicht zu finden war, ja nicht einmal einen der wenigen schwach betretenen Fußpfade ein, welche sich durch das Gebüsch schlängelten, er ging vielmehr in einer angenommenen Richtung gerade aus über Stock und Stein und förderte seine Schritte nach der sanft ansteigenden Anhöhe hinauf, wo ihn nach einer Stunde scharfen Ganges ein Pinienwald aufnahm. Dieser zog sich vom Gipfel der Höhe auf der andern Seite in ein liebliches Thal hinab und bildete die Einfassung eines kleinen grünen Wiesengrundes, von einem Bach durchschnitten und von Blumen überstreut. Nun betrat der hurtige Bursche einen Pfad, der das Thal entlang lief, bog um eine sich herabsenkende Waldecke und stand vor einer lieblichen Waldbucht, an deren hintere Wand sich ein einfaches Haus von geringem Umfang anlehnte. Dieses bescheidene Gebäude war im Aeußern wenig von den Wohnungen der Landwirthe jener Gegend unterschieden, auch schienen ein paar stattliche Kühe, welche auf der Wiese weideten, auf eine kleine Viehzüchterei hinzudeuten. Zur Seite des Hauses verkündete aber ein kleiner wohlgepflegter Blumengarten höhern Geschmack und führte auf den Gedanken, daß diese Niederlassung ein Zufluchtsort in tiefer Abgeschiedenheit sei, eine Stillwohnung in einem versteckten Winkel nahe am Meer, um im Nothfall schnell das Land verlassen zu können.

Als der Bursche sich dem Hause näherte, traten zwei Bäuerinnen Arm in Arm aus der Thür desselben, und kaum hatte die jüngere zartere den Ankömmling erblickt, als sie mit einem freudigen Schrei der Ueberraschung auf

ihn zueilte und ihn in deutscher Sprache anrief: „Martin, kömmst Du allein?"

Der junge Mensch mit den seltsamen Flecken im Gesicht war der ehemalige Diener im gräflich Isselstein'schen Hause, die junge Bäuerin die Tochter jenes Hauses, die Gräfin Maria von Isselstein; die Andre die Gräfin Agnes von Cardona. Mit den beiden Freundinnen war aber nicht nur in der Kleidung eine sichtbare Veränderung vorgegangen; sie glichen Blumen, die, von den Strahlen einer südlichen Sonne gequält, die schlaffen Kelche senken. Vorzüglich auffallend war das krankhafte Aussehen der einst so schönen Dame aus arabischem Blute. Ihre stolze Gestalt zusammengeknickt, ihre Züge verfallen und mit Besorgniß erweckender Blässe bedeckt, der Zauber ihres Auges erloschen; es blitzte nur zuweilen von einem unheimlichen Feuer. Das war nicht mehr die kühne reizende Jungfrau, die einst alle Herzen zur Huldigung gezwungen. Der kurze Kreislauf eines Jahrs hatte ihre Blüthe verderbt und ihre Kraft gebrochen. Es mußten schwere Leiden gewesen sein, welche die hohen Reize dieser Frau also zu verwüsten vermocht hatten, daß kaum noch eine Spur von ihnen in dieser krankhaft aussehenden Gestalt zu entdecken war. — Aber auch aus Maria's milden Engelszügen blickte ein tiefes Leid, auch sie war von der versengenden Hand böser Krankheit berührt, und ihr Auge, das sich beim Anblick Martin's auf eine Minute belebt hatte, blickte bald darauf wieder matt und erloschen auf den Burschen, der sie mit unverstellter Betrübniß betrachtete. Er zog einen Brief aus der Brusttasche hervor und überreichte ihn der verehrten Herrin, statt aller Antwort auf ihre hastige Frage. Maria küßte den Brief mit Inbrunst, entfaltete ihn rasch und ließ ihr Auge über die Zeilen hingleiten. Ihre bleichen Züge belebten sich, und als sie mit Lesen fertig war, reichte sie das Blatt mit dem frohen Ausruf: „Er kömmt!" der Freundin

hin. Aber Agnes empfing es mit einem gleichgültigen, kalten und düstern Blick. Ein bittres beleidigtes Gefühl drückte sich auf ihren zusammengepreßten Lippen aus, und kaum daß sie einige Zeilen des Briefs gelesen, als sie ihn ohne ein Wort zurück gab. Maria bemerkte die Theilnahmlosigkeit der Freundin nicht; denn sie war allein mit dem schlank emporgewachsenen Martin beschäftigt, dessen feines Gesicht von der Sonne des südlichen Himmels gebräunt, die Flecken nicht mehr so deutlich hervortreten ließ, wie sonst. Der Zug scharfer und versteckter Schlauheit, der sich in diesem Gesichte schon früh gezeigt, war jetzt noch stärker ausgeprägt; doch blickte aus dem blauen Auge, indem er es auf die Herrin richtete, Treue und Ergebenheit. „Erzähle, erzähle mir von ihm!" rief Maria. „Es steht viel in dem Briefe, aber für mein sehnsüchtiges Herz noch lange nicht genug, und das Fehlende sollen Deine Worte mir ergänzen. Wie hat mein armer Ritter in Algier unter den Ungläubigen gelebt, seit Du mir die letzte Nachricht von ihm gebracht?"

„Es sind kaum sechs Monate verflossen, als ich Euch einen Brief meines Herrn überbrachte. Ich habe Euch damals den Tod des gewaltigen Fürsten Horuch Barbarossa erzählt, unter dessen Schutz wir lebten, und alle Schicksale, die wir nach seinem Untergange durch die Kastilier erdulden mußten, bis sich Chair-Eddin, Horuchs Bruder, nach blutigem Kampfe zum Herrn von Algier gemacht. Seit dieser Zeit leben wir in stiller Ruhe, und mein Herr ist nur mit seinen Büchern und Instrumenten beschäftigt. Ich kann Euch weiter nichts erzählen, gnädige Gräfin, als daß der Ritter großes Verlangen nach Euch trägt und deshalb in kurzer Frist bei Euch sein wird."

Agnes nickte dem Burschen zu, gleichsam als Beifallsbezeigung auf seine schlaue und ausweichende Antwort.

„Ach er wird froh sein," sagte Maria mit seligem

Lächeln, „endlich von diesen wilden ungläubigen Mauren loszukommen, um hier wieder Christum und die Heiligen mit mir zu verehren. Ich habe täglich drei Rosenkränze für ihn gebetet."

Ueber Martin's Gesicht flog ein leichtes spöttisches Lächeln; doch antwortete er nicht. Vielmehr zog er aus seiner Ledertasche ein paar köstliche goldne Armringe von herrlicher maurischer Arbeit hervor und überreichte sie den beiden Damen als Geschenk seines Herrn. Glückselig plaudernd führte Maria den Liebesboten in das Haus, um ihm einen Morgenimbiß zu reichen.

In diesem abgelegenen Hause, das er als Besitzthum erworben, hatte sich der Ritter von Süderland nach seiner Flucht aus den Händen der Inquisition mit seiner geliebten Freundin verborgen, bis ihn eine Reise nach Afrika geführt. Als Grund dieser Reise hatte er ihr angegeben, daß er auch hier nicht mehr sicher sei und sich in Afrika einen festen Wohnsitz ausmachen und dann kommen wolle, um sie hinüber zu führen, oder, wenn er für seine persönliche Sicherheit hier nichts mehr zu fürchten habe, wieder bei ihr in diesem stillen Asyl zu wohnen. Nicht lange nach seiner Abreise war Donna Inese de Cardona bei ihr eingetroffen, um ihr Gesellschaft zu leisten und sich ebenfalls in die Einsamkeit dieses Thals zu begraben. Die beiden Gräfinnen lebten hier als mäßig wohlhabende Bäuerinnen, wie auch der Ritter in der Umgegend als ein Viehzüchter gegolten hatte. Ihre einzige Verbindung mit der Welt war ein Briefwechsel mit Donna Maria Padilla, ihrer gemeinschaftlichen Freundin. Der Ritter hatte durch Martin schon einmal ausführliche Nachricht von sich gegeben und die Geliebte auf ruhigere Zeiten vertröstet. Auf diesem Wege hatte er auch erfahren, daß sie in Inese eine Hausgenossin erhalten habe.

Aya speiste den Burschen mit dem Besten, was das

Haus hatte; denn die treue Magd hatte eine besondre Vorliebe für ihn, und mittels ihrer Seher- oder Prophetengabe hatte sie der Herrin oft gesagt, es stecke in Martin ein großer und vornehmer Herr, und er werde einst noch eine bedeutende Rolle in der Welt spielen. Sie pflegte ihn also, so oft sie seiner habhaft werden konnte, mit einer gewissen mütterlichen Zärtlichkeit, und wenn er ihr mit schlauer Schaustellung von Schmerz von seiner trübseligen Kindheit auf dem Hasenhofe erzählte, und daß er niemals seine Eltern gekannt, sich nie der Liebe einer Mutter erfreut, da küßte sie ihn auf die Stirn und gelobte sich, die niemals Mutterfreuden genossen, seine Mutter sein zu wollen.

Sie hatten auch diesmal wieder viel mit einander zu plaudern und zwar Dinge, welche die Ohren einer dritten Person nicht vernehmen durften, weshalb Aya fleißig ausschaute, daß sie nicht etwa belauscht würden. Die beiden Freundinnen wandelten miteinander kosend im Wiesengrunde.

Später fand Aya Gelegenheit der Gräfin Agnes zuzuflüstern, daß Martin wichtige Nachrichten für sie mitgebracht, die er ihr aber selbst mittheilen wolle, und sie grämte sich, daß diese Kundgebung keinen belebenden Eindruck auf das düstre Gemüth der Herrin hervorbrachte. Aya schien aber von Martin's Nachrichten gewiß zu erwarten, daß sie einen starken Eindruck auf die Schwermüthige machen und ihren lebhaften Antheil erregen würden; deshalb veranstaltete sie eine Zusammenkunft Beider im nahen Walde, indem sie selbst sich mit der Gräfin Maria beschäftigte. Daß diese Nachrichten Dinge betrafen, welche die fromme Deutsche nicht erfahren durfte, erhellte aus der Unterredung der Gräfin Agnes mit Martin.

„Gnädige Herrin," redete sie der Bursche ehrerbietig an, „es ist der kühne Chair-Eddin selbst, der Bruder und Nachfolger des gewaltigen Horuch Barbarossa, der mich

auf seinem Schiffe von Afrika herüber geführt hat. Auch er nennt sich seinem gefallenen Bruder zu Ehren Barbarossa, wie Euch schon bekannt sein wird. Er hat dem König Karl den Kampf auf Leben und Tod geschworen. Er will die Fahne des Propheten wieder auf den großen Thurm der Alhambra pflanzen, und er zählt auf Euch, daß Ihr die Mauren in allen Königreichen Spaniens aufruft zur Erhebung gegen ihre grausamen Unterdrücker."

„Knabe!" zuckte Agnes empor, „welcher Dämon legte dir diese Worte in den Mund? Was willst du von mir?"

„Mich sendet Chair-Eddin Barbarossa zu Euch: Nicht todte Buchstaben will ich ihr schreiben, der erhabenen Frau meines Glaubens; geh du zu ihr als mein lebendiger Brief und zeige ihr zur Beglaubigung meinen Ring vor. Seht hier, Senjora, den goldnen Ring mit dem heiligsten Spruch des Koran."

„Und du bist ein Christ!" rief die Gräfin erstaunt.

„Wer sagt Euch, daß ich es noch bin? Ich bin Chair-Eddins Diener und habe auf den Koran geschworen, an den Propheten zu glauben. Ich verleugne den Gekreuzigten, wie Ihr. Aya ist meine Mutter geworden."

Inese wandte sich schmerzlich bewegt ab. „Dieser Knabe dient unsrer Sache," seufzte sie, „und ich — — Was will Chair-Eddin von mir?" fragte sie gefaßt.

„In der Nacht des morgenden Tags will er Euch in der Cervera-Bucht erwarten. Er läßt Euch durch mich ersuchen, dorthin zu kommen, damit er mit Euch die nöthige Verabredung nehme. Ich werde ihm morgen früh Euern Entschluß überbringen, und im Fall Ihr, wie er hofft und wünscht, seiner Einladung Folge leistet, werde ich Euch beim Anbruch der Nacht an der Waldecke erwarten, um Euer Führer nach der Bucht zu sein.

„Ich kann die Gräfin Maria nicht verlassen," versetzte Inese nach kurzem, aber schwerem Kampfe mit sich selbst.

„Ich kann dem kühnen Korsaren die erbetene Zusammenkunft nicht bewilligen.“

„Wie?“ rief der Jüngling erstaunt. „Verlaßt Ihr Euer Volk in der Stunde der Entscheidung, die Ihr durch jahrelanges, oft vergebliches Mühen herbeizuführen Euch bestrebt habt?“

Inese's Busen hob und senkte sich in mächtiger Bewegung. Sie warf einen düstern zürnenden Blick auf Martin und sagte mit unterdrückter Stimme: „Schweige, Knabe! Nicht dir, nicht dem Manne, der dich sendet, bin ich Rechenschaft von meinem Thun schuldig. Ich kann und will ihn nicht sprechen. Bring' ihm diesen Bescheid!“ Damit wandte sie sich stolz und ging.

Maria hatte unterdessen einen Brief an den Geliebten geschrieben, mit welchem Martin in der ersten Frühe des folgenden Tags das Thal verließ. Eh' die Sonne aufging, flog sein Boot wieder von der Küste meerwärts, wo in einiger Entfernung ein zierliches Korsarenschiff kreuzte.

12.

Zwei designirte Königinnen.

Einige Wochen später nach diesem Besuche in dem einsamen Bauernhause langte dort ein andrer nicht minder lieber Besuch an. Es war ein prächtiger üppiger Frühlingstag zu Ende des Monats März 1520, als zwei Frauen auf Maulthieren, von einem Führer geleitet, in das Thal einbogen und bald das Ziel erreicht hatten. Es war Donna Maria de Padilla, die junge, kühne, leidenschaftliche Kastilierin aus Toledo, und eine ihrer Dienerinnen. Inese eilte aus dem Hause und schloß die Freundin in die Arme, aber diese erbebte innerlich vor dem verstörten und kran-

haften Ansehen der einst so reizenden und blühenden Jungfrau.

„Ich muß selbst kommen," sagte Maria de Padilla, „um dich aus dem bösen Zauber zu erlösen, der dich umstrickt hält. Deine Briefe werden mir immer räthselhafter."

„Sei mir willkommen, Geliebte!" versetzte Inese wehmüthig. „Du mußt es geahnt haben, daß ich mich längst nach dir gesehnt. Aber ich hatte nicht den Muth zu dir zu kommen —"

„Du die muthigste aller Frauen, an deren loderndem Feuer ich so oft die eigne Fackel entzündet!"

„Still! Das ist vorüber, auf ewig vorüber. Das Feuer ist erloschen. Die Asche ist todt."

„Inese! — Wirst du mir dein Geheimniß enthüllen? Du hast in deinen Briefen darauf hingedeutet. Die Gerüchte über dein Verschwinden vom Hofe sind mit seltsamen Abweichungen auch zu uns nach Toledo gelangt. Ich muß endlich aus deinem eignen Munde erfahren, was dir begegnet ist. Doch nicht deshalb allein komme ich; ich bringe wichtige Nachrichten. Der Aufstand des Volks in allen kastilischen Städten gegen den Adel, gegen die Niederländer und gegen den — König hat sich schon erhoben. Den König nennen wir nur noch nicht. Ein mächtiger Bund umschließt alle Städte; Padilla und Giron stehen an der Spitze. Zu einem allgemeinen offnen Ausbruch ist es noch nicht gekommen, aber hie und da haben schon verderbliche Blitze aus der ungeheuern gewitterschwangern Wolke hervorgezuckt und ihre niederschmetternde Natur geäußert. Der König und seine Niederländer rüsten sich mit verdächtiger Hast zur Abreise nach Deutschland, d. h. zur Flucht. Er hat die armselige Kaiserkrone dort gewonnen, aber er wird die reichen spanischen Kronen verlieren. Es ist seine Schuld. Warum achtete er nicht auf Ximenes

warnendes Wort, warum nicht auf die ernsten und nachdrücklichen Bitten des Volks! Freue dich Inese! Unsre lang ersehnte Zeit ist gekommen."

Aber Inese freute sich nicht. In finsterm Schmerz starrte sie vor sich hin. „Ich konnte auch nicht zu dir kommen, unsrer sanften deutschen Taube wegen. Ich durfte die Arme nicht verlassen.

„Wo ist sie?"

„Sie ist krank. Krank vor Sehnsucht nach dem geliebten Manne, der ihr das Herz entwendet, krank vor Sehnsucht nach dem geliebten Vaterlande, nach dem Vaterhause, nach Vater und Mutter, deren theuerster Schatz sie war. Sie liegt schon seit einigen Tagen, und ich fürchte, Aya's Heilkunst wird an ihr zu Schanden. Die Sehnsucht wird sie tödten."

„Armes Kind, das die Liebe dem heimischen Boden entriß! Ihr Vater ist nach Spanien gekommen, um sie zu suchen. Er war auch in unserm Hause in Toledo. Mich hat der alte Mann gedauert; er weinte wie ein Kind nach seinem Kinde. Die Mutter ist vor Schmerz über Maria's Verlust gestorben. Und doch durfte ich ihm ihren Aufenthaltsort nicht verrathen. Wir sagten ihm blos, daß der Ritter Süderland nach Afrika entflohen sei. Jetzt aber mein' ich, wir geben ihm Nachricht von ihr und bereiten sie auf sein Erscheinen vor. Bist du nicht auch meiner Meinung?"

„Gewiß. Sende Boten nach ihm aus, daß er hierher komme. Wenn ihr Herz an dem Vaterherzen schlägt, wird ihm von diesem neue Lebenskraft zuströmen. Auch dein Kuß wird schon einen Tropfen lindernden kühlen Balsam in ihre schmachtende Seele träufeln. Komm zu ihr!"

Sie traten an das Lager der Kranken. Eine unheimliche Fieberröthe überglühte die edeln sanften Züge des unglücklichen deutschen Mädchens. Ihr Auge blickte müde

und gedämpft. Aber mit einem Laut der Freude erhob sie sich zur Hälfte und erwiderte inbrünstig die Umarmung der schwesterlichen Maria. Sie weinte vor Freude.

Bald zeigte sich, daß die Ankunft der jungen Frau den günstigsten Eindruck auf die Kranke hervorgebracht hatte; sie konnte nach einigen Tagen am Arm der Freundinnen, die sich in ihre Pflege theilten, das Lager verlassen, um draußen im Wiesenthale die milden Frühlingslüfte einzuathmen, die sie sichtbar stärkten. Aya suchte in den Bergen die heilsamsten Kräuter und bereitete daraus unabläßig neue Tränke für die Leidende. Dazwischen genoß sie die Milch der Kühe, und die treu verbundenen Frauen gaben sich ihretwegen neuen Hoffnungen hin.

Maria de Padilla und Inese gingen Arm in Arm in den Wald. Sie hatten die Kranke schlummernd verlassen.

„Du erwartest seit deinem Hiersein Erklärungen von mir," begann Inese mit leiser und bebender Stimme, „und deine Freundschaft hat ein wohlbegründetes Recht darauf. Sie sollen dir jetzt werden. Doch bitte ich dich, verleugne, so viel du kannst, die Spanierin; ich lege Berufung an dein menschliches Herz ein, an dein mir schwesterlich ergebenes Herz. Denn ich muß dir Dinge bekennen, die dein spanisches Blut leicht gegen mich erhitzen könnten."

„Deine Einleitung spannt meine Erwartung aufs Aeußerste. Aber sei versichert, daß die zärtlichen Gefühle meiner Liebe zu dir meinem Nationalgefühl voranstehen."

„Wohlan, Maria, hast du oder dein Gatte dir niemals die Frage aufgeworfen, aus welchem Grunde wol ich, die Adoptivtochter des reichen und stets königlich gesinnten Hauses, dessen Sohn Vicekönig von Neapel war, daß ich, die erste Hofdame der Königin Juana, ich, die der Günstling der Statthalterin der Niederlande, die Lehrerin des Königs Karl, das gehätschelte Schoßkind des ganzen burgundischen Hofes war, mich mit so großem Eifer

an der Partei des Infanten Don Fernando betheiligte, daß ich auf alle mögliche Weise die gegen den Kardinal-Regenten aufrührerischen Städte unterstützte, heimlich das Volk begünstigte, während ich zum Schein zur Partei des Königs hielt? Hast du nie daran gedacht, welche Gründe ich zu solch einem ununterbrochenen Ränkespiel haben könnte?"

„Du bist mir und meinem Gemahl oft ein tiefverschlossenes Räthsel gewesen," entgegnete die Frau von Padilla. „Aber, wenn ich einmal darauf hindeutete, schnittst du die Nachforschung stets mit dem Bescheid ab, es werde eine Zeit kommen, wo du mir die genaueste Rechenschaft von all deinen Handlungen geben werdest. Und du erschienst uns stets so ehrenhaft, daß wir nie an dir zweifelten und deshalb, auf dein Wort vertrauend, jede weitere Nachforschung unterließen."

„Die Zeit ist gekommen, Maria, wo ich dir alle Räthsel lösen will, aber wahrlich in ganz andrer Weise ist sie gekommen, als ich sie geträumt und erwartet. Weh' mir! Wenn ich hätte ahnen können, daß ich dir unter solchen Umständen die versprochenen Eröffnungen über das tiefe Geheimniß meines Lebens machen würde, ich glaube, ich hätte mir den Tod gegeben. Maria, du siehst das unglücklichste, bejammernswürdigste Weib vor dir, was je die Sonne beschienen. Mein Elend hat nicht Grund und Boden. Höre und beklage mich; denn Hülfe gibt es auf Erden nicht für mich.

Du kennst meine Herkunft. Während der Schrecken der Eroberung Granada's ward ich geboren; sie tödteten meine Mutter; mein Vater war wenige Stunden zuvor kämpfend für Vaterland und Glauben in der Vega gefallen. Sie entstammte einer Seitenlinie des königlichen Hauses. Boabdil, der letzte Sultan, war ihr naher Vetter. Die Königin Isabella nahm sich meiner an und übergab mich einer ihrer Hofdamen, der Gräfin Cardona, meiner

Pflegemutter, zur Erziehung. Ich wuchs in Pracht und Ueppigkeit auf; kein Wunsch wurde mir versagt. Die Königin hatte es so befohlen. Vielleicht hatte sie das Gefühl, das schwere Unrecht, daß ihr Wahn meinem Volke gethan, an mir wieder gut zu machen. Oft wurde ich auf ihren Befehl an ihren Hof gebracht. Dort lernten wir uns als Kinder kennen; wir spielten zusammen mit den Infantinnen in den Zimmern der Königin. Dort sah ich zuweilen auch einen finstern jungen Mann, der meine jugendliche Theilnahme, obgleich damals nur flüchtig erregte. Hie und da berührte ein Wort meine Seele, das ihn beklagte. Es war der Admiral Don Alfonso de Granada, den man meist noch mit seinem frühern maurischen Namen Alnayar benannte. Du kennst die Geschichte dieses unglücklichen Sprößlings des Sultanshauses von Granada so genau wie ich selbst. Damals ahnte ich nicht, in wie enger Beziehung ich zu ihm stand. Ich verließ bald darauf mit meiner Pflegmutter Spanien — der Graf Cardona war gestorben — und erlangte am Hofe des Vicekönigs von Neapel die Jahre der Mündigkeit. Da kam die Frau, die ich für meine Mutter gehalten, zum Sterben, und nun erfuhr ich aus ihrem Munde das Geheimniß meiner Geburt und Abstammung. Unmöglich ist es, dir auch nur einen Schatten der Gefühle zu schildern, die mich durchstürmten. Es war mir, als ob ein Blitz mich niederschmettere, und monatelang nach dem Tode der Gräfin ging ich umher wie eine Träumende, wie eine Nachtwandlerin. Ich war meine eigene Herrin; meine sogenannten Geschwister, meist älter als ich, hatten mir niemals Liebe gezeigt und kümmerten sich jetzt gar nicht um mich. Mit einem heißschlagenden, nach Liebe und Mitgefühl heftig verlangenden Herzen stand ich allein, ganz allein auf der Erde. Alle Menschen, mit denen ich bis jetzt in Berührung gekommen, waren mir fremd, fern, theilnahmlos, gleichgültig. Ich fühlte mich

unbeschreiblich elend, und mein geistiger Zustand wurde von Tag zu Tag trostloser. Der Vicekönig war ein roher, widriger, thierisch sinnlicher Mensch, der mit frecher Hand nach der Blüthe meiner Jugend griff. Ich machte ihm aus meiner Verachtung kein Hehl. — Durch Vorsorge der Königin Isabella war mir mein väterliches Erbe in Granada erhalten, auch die Gräfin Cardona hatte mich reich in ihrem Testament bedacht. Es war ein von der Königin empfangenes Vermögen für mich bestimmt, welches nun in meinen Besitz kam. Es zog mich mit den mächtigsten Banden der Seele nach Granada. Ich wollte das Grab meiner Eltern besuchen — o nicht allein das ihrige! das prächtige Grab meines hingemordeten Volks. Ich wollte die unglücklichen Mauren kennen lernen, zu denen ich gehörte. Ich ahnete, daß ich dort die Liebe finden würde, die ich hier vergeblich suchte. Ich haßte, ich verachtete die Spanier, die Christen. Und ich fand die Liebe, ich fand sie unter meinem vom eisernen Fuße christlicher Tyrannei niedergetretenen Volke in reicher Fülle. Unter dem Vorwande, meine Vermögensangelegenheiten zu regeln, selbst nach der Verwaltung meiner Güter zu sehen, ging ich nach Granada. Die List ist die Helferin der Unterdrückten. Mit ihrer Hülfe täuschte ich meine christlichen Aufseher. Ich wurde heimlich mit den Häuptern der Mauren bekannt, vertraut. Vorzüglich war es ein alter würdiger Priester, der mich mit jener schwärmerisch begeisterten Liebe umfing, deren nur ein schmachvoll unterdrücktes Volk von so herrlichen Eigenschaften, wie die Mauren, fähig ist. Ich ward hingerissen von der Begeistrung, mein glühendes Herz fand reichliche Nahrung; ich liebte mein Volk mit einer Glut der Seele, die kein Wort auszudrücken vermag; ich ward ebenso von ihm geliebt. O ich war in einem Meere von schmerzlichem Glück! In die väterlich priesterliche Hand Abu-Hassans legte ich den feierlichen Schwur auf den

Koran nieder und verließ den mir verhaßt gewordenen Glauben der Christen, in welchem man mich erzogen hatte."

„Weh dir!" schrie Maria de Padilla auf und wandte sich mit Entsetzen ab.

„Fluche mir nicht!" fuhr Inese fort. „Der Glaube des Propheten ist wenigstens ein eben so heiliger wie der Glaube des Erlösers. Mit tausend Banden der Liebe, der Nationalität, der Begeisterung ward ich zum Glauben meines Volks zurückgezogen. Ich haßte seit dieser Stunde die Christen, am glühendsten haßte ich die Spanier, als die Unterdrücker meines Volks. Abu-Hassan unterrichtete mich in der arabischen Sprache; er machte mich mit den herrlichen Schätzen der arabischen Poesie bekannt; ich verschlang den Koran mit einer Begierde, von welcher du dir keine Vorstellung machen kannst. Ich schwur meinem armen gemißhandelten Volke Treue; ich schwur ihm mit allen Mitteln wieder zu seiner Erhebung, zu seinem alten Glanze zu verhelfen. Ich will dir nicht die Nächte schildern, die ich in Thränen gebadet über Granada's Fall zugebracht, nicht die Pläne, die ich mit dem anbetungswürdigen Priester und mit andern Häuptern machte. Mein ganzes späteres Leben war ja die Folge dieser Pläne. Abu-Hassan bestimmte mich zur Königin von Granada; aber nach dem Gesetz des Koran kann kein Weib über ein moslemitisches Volk herrschen; ich sollte mir einen Gatten wählen, oder die Häupter wollten mir einen solchen bestimmen, welcher König werden sollte, sobald wir frei seien. Noch hatten wir einen Prinzen des alten Königshauses, aber Niemand kannte seinen Aufenthalt! Sidi Alnayar. Ich kann mich nun kurz fassen. Es galt, den römischen Papst und seine Umgebung, den deutschen Kaiser und seine Umgebung, den Erben der spanischen Kronen, es galt nicht nur Spanien und Deutschland, sondern ganz Europa kennen zu lernen. Denn durch die meisten Länder dieses Erd-

theils geht ein junger seltsamer Geist der Empörung gegen die grausame und ungerechte Herrschaft des Adels und der Pfaffen. Das Volk rüstet sich im Stillen den Druck abzuschütteln und seine Peiniger niederzuwerfen; es lechzt nach Freiheit, wie die Mauren. Am stärksten ist dieser Geist in Deutschland; er wächst von Tag zu Tag. Du kennst ihn nur in Spanien; du pflegst ihn hier. Ich lernte ihn auch in Deutschland und Ungarn kennen; ich pflegte ihn überall. Auf einer allgemeinen Volkserhebung in Spanien und Deutschland beruhte meine Hoffnung und die meines Volks. Erst lernte ich als Hofdame der Königin Juana die Parteien in Spanien kennen. Gelang es, der Königin zur Gesundheit des Geistes und somit zur Uebernahme der Regierung zu verhelfen, so ging mein Plan dahin sie zu vermögen, daß sie Granada einen Vicekönig vom Glauben des Propheten gäbe; sie war in meiner Hand und that, was ich wollte. Von da bis zur gänzlichen Befreiung und Erhebung war dann nur noch ein Schritt. Aber erst mußten die Mauren wieder Vertrauen zu sich selbst gewinnen, erst mußten sie wieder erstarken; denn sie waren tief erniedrigt und ohne Kraft. Ein Plan scheiterte nach dem andern, aber ich war unermüdlich in Verfolgung meines hohen Ziels. Kam es in Deutschland zur Volkserhebung, so wurde der Kaiser dort beschäftigt, der Infant Carlos in den Niederlanden zurückgehalten; gelang es, dem Infanten Fernando zu den spanischen Kronen zu verhelfen, so war hier ein Bürgerkrieg gewiß, der dann den Mauren die erwünschte Gelegenheit gab zur Erhebung. Mit Einem Worte: unsre Feinde, die Spanier, mußten sich selbst einander bekämpfen und schwächen, um mein schwaches Volk zu stärken und ihm zu neuer Selbständigkeit zu verhelfen. All mein Thun und Streben ging auf dieses Ziel. In hundert Rollen trat ich auf, stets meinen wahren Charakter sorgsam verhüllend. Ich

durchwanderte die Länder, ich unterwarf mich Demüthigungen, ich duldete den Schein der Sünde, um die Männer zu beherrschen, ihre Schwäche zu benutzen, das Volk gegen seine Peiniger zu reizen. Ich war bei dem Padischah der Osmanen, ich war bei den Arabern in Afrika, um Hülfe flehend; sie ward mir dort und hier zugesagt. Wir warteten nur auf den Moment, daß die Völker Spaniens und Deutschlands losbrechen sollten gegen ihre Herren. Alle Berechnungen täuschten; er verzögerte sich. Alle Mittel, ihn zu beschleunigen schlugen fehl. Ich ward nicht entmuthigt. Die leuchtende Gewißheit wandelte durch meine Seele, wie die Sonne am Himmel, daß die ersehnte Stunde kommen werde, kommen müsse. Unverdrossen arbeitete ich; aber während ich heimlich für den Infanten Fernando, während ich für das gemeine spanische Volk thätig schien, war ich es nur für mein Volk. Hier hast du mein Geheimniß."

„Ich bewundre dich, meine Freundin," entgegnete die Frau von Padilla. „Und wahrlich dein Bekenntniß hat meine Liebe zu dir noch gesteigert. Niemand versteht deine kühne und gewaltige Seele besser als ich. Keine Seele kann sich so in sie hineinfühlen, wie die meinige. Du kennst mich; ich bin keine so fanatische Christin, daß ich dich verdammte, weil du unsern Glauben verlassen und zu dem deiner Väter zurückgekehrt bist. Dein Bekenntniß überraschte mich nur. Unsre Mütter lebten einst mit den Frauen deines Volks in freundschaftlichen Verbindungen, und der Unterschied des Glaubens war kein Hinderniß. Die scheußliche Inquisition ist uns von den herrschsüchtigen Königen und den Priestern aufgezwungen worden. Aber sie muß fallen. Spanien muß frei werden vom Despotismus des fremden Königs- und der Priestergewalt. Ja, Inese — aber darf ich dich noch so nennen? Noch hast du mir deinen wahren Namen nicht gesagt."

„Suleima!"

„Heil dir, Suleima!" rief die begeisterte Frau. „Für dich ist die Krone Granada's bestimmt. Du wirst in den goldnen Gemächern der Alhambra mit königlicher Milde walten. Ich aber will dein Vertrauen vergelten; ich will dir mein Herz erschließen, wie du das deinige mir erschlossen hast. Laß sie nur erst hinaus aus dem Lande, diese thörichten Niederländer mit ihrem Knaben, der nach Kronen greift als kindischem Spielzeug. Das Volk von ganz Kastilien ist gegen sie und unsern brutalen Adel verschworen. Ich und Padilla haben diese Verschwörung geleitet. Dann nieder mit diesen Granden! Kastiliens Volk wird sich einen einheimischen König erwählen, und kein Anderer wird es sein, als Don Juan de Padilla, mein Gemahl. Du wirst Königin von Granada sein; ich Königin von Kastilien! Freue dich, die ersehnte Stunde naht mit Riesenschritten. Unsre kühnsten Wünsche werden in Erfüllung gehen." Und mit stürmischer Begeisterung umarmte die hochstrebende Frau die Freundin. Aber diese schüttelte wieder wehmüthig bitter lächelnd das bleiche Haupt mit den gramzerrissenen Zügen. „Möge die Sonne des Glücks dir holder lächeln als mir! Mögest du mit deinem Gatten den Thron von Kastilien besteigen; ich werde niemals Königin von Granada werden. — Du siehst mich staunend an. Ja die Stunde der Erfüllung naht. Die Mauren in Afrika sind bereit uns zu unterstützen. Der kühne Seeräuber Chair-Eddin Barbarossa wird all seine Schiffe in Bewegung setzen, um Tausende unserer Brüder über das Meer herüber zu führen. Das kastilische Volk wird sich erheben. Für mich ist Alles zu spät. Denn vor dir steht — o warum verschlingt mich die gerechte zornige Erde nicht! — vor dir steht die treulose, schmachbedeckte Verrätherin ihres Volks. Das Wort ist ausgesprochen; höre nun auch die Geschichte meiner

Erniedrigung und Schmach! — Mein Herz hatte keine Empfänglichkeit für Liebe; es schlug allein für mein Volk. Die schönsten Männer ließen mich gleichgültig, und ihre leidenschaftlichen Huldigungen benutzte ich nur zu meinen politischen Zwecken. Ich sah Pfaffen, Krieger, Hofleute, Staatsmänner zu meinen Füßen. Ich verachtete sie Alle. Ich nahm das Gold von ihnen, so viel ich bekommen konnte; denn ich wußte, sie preßten es ihren Bauern ab, und nur durch die äußerste Lebensnoth und Verzweiflung sind diese zum Aufstand gegen ihre Tyrannen zu bewegen. Krieg des gemeinen Mannes gegen die vornehmen Stände, Umwälzung aller Staatsverhältnisse, das war's, was ich wollte. Die Christen sollten sich zerfleischen, schwächen, und auf ihre Schwäche wollte ich die Größe meines Volks bauen. Meine Plane gingen ins Ungeheure. Vernichtung des Christenthums, Sieg der Moslemin über alle Völker war mein letztes Ziel. Wie hätte ich einen Mann lieben können! Meine starke Seele hatte keinen Raum für solch schwächliche Empfindung. Ein einziges Mal wandelte sie mich in Augsburg an. Der Gegenstand derselben war ein edler freisinniger Mann aus dem reichen Hause der Fugger. Ich floh, und bald hatte ich die Schwäche überwunden.

Ich lebte still im Kloster bei der Königin Germaine, meine Zeit erwartend, immer im Geheimen thätig für meine Pläne. Da sandte uns der in Spanien angekommene junge König einen ritterlichen Mann, um uns abzuholen. Es war der Marquese von Brandenburg. Ich kannte ihn schon von Deutschland aus. Dort galt er und zwei seiner Brüder als Verbrecher an der Freiheit ihres Vaters. — Laß mich schnell über meinen Fall hinwegeilen. Dieser Fürst warb um meine Liebe und entzündete eine rasende Leidenschaft in mir, um so gewaltiger, je länger sie in meinem Herzen geschlummert hatte. In

seinen Armen vergaß ich meinen Gott, mein Vaterland, meine Pläne; ich ward zur schändlichen Verrätherin an allem, was mir heilig. Ich wollte zuletzt nichts als sein Weib werden, vor der Welt; denn nur die Form fehlte noch unserm Bunde. Nie hat in eines Weibes Brust die Flamme der Leidenschaft verderblicher gewüthet. Und sieh, der Markgraf ward zum Verräther an der Verrätherin. Er liebte die Königin oder log ihr Liebe wie mir; er ward ihr Gemahl. Mich verletzte er bis zum Tod. Daß ich nicht wahnsinnig geworden, ist mir selbst unbegreiflich. Aber meine Kraft ist gebrochen für immer. Vernimm das Fürchterlichste, was ich dir sagen kann: ich verachte mich selbst. Der Markgraf war Werkzeug in der Hand der gerechten Vergeltung. Mir ist recht geschehen. Das Ziel, dem ich einst nachgestrebt, liegt wie ein ferner Kindertraum in meiner Seele, abgebleicht, verschwommen, ohne Gestalt und Halt. Es ist alles vorüber."

Sie schwieg und bedeckte ihr schmerzverzerrtes Gesicht mit beiden Händen. Ein verzweifeltes Schluchzen arbeitete sich aus ihrer wogenden Brust hervor.

„Suleima! Du mußt dich wieder erheben! Du mußt!" rief Maria de Padilla. „Ich reiche dir die Hand. Ich reiße dich empor. Du mußt fort von hier aus dieser tödtlichen Einsamkeit. Du mußt mit mir mitten in das heißbewegte Leben und Treiben der Volksempörung. Ich bedarf deines Raths, deines Beistandes."

„Vergebens sind deine Worte. Ich habe nur Einen Gedanken, habe nur noch Ein Werk zu vollbringen: Rache am Markgrafen. Der wüthende Durst nach Rache erhält mich allein noch. Ist er befriedigt, dann ist's aus mit mir."

Die Kastilierin bot ihre ganze Beredtsamkeit, Schmeicheleien, Bitten, Thränen, auf. Die Unglückliche war nicht zu bewegen. Endlich verlangte die Erstere wenigstens so viel von Inese, daß diese, sobald Maria von Issel-

stein genesen sei, mit ihr eine Erholungsreise nach Toledo machen wolle. Darauf baute Frau von Padilla einen Hoffnungsbau, und sie verließ nach wenigen Tagen das Landhaus, um Boten nach dem Grafen von Isselstein auszuschicken, damit er so schnell als möglich seine kranke Tochter aufsuche. Die kühne Maria hatte den festen Vorsatz, ihre Freundin zu retten und dem großen Ziele zuzuführen. Sie wußte nicht, was ein vernichtetes zertretenes Herz ist; sie kannte die ganze gräßliche Bedeutung des Wortes Selbstverachtung nicht.

13.

Todtenkrone statt Königskrone.

Nur wenige Tage blieb das sonst so einsame versteckte Landhaus frei von Besuch. Eines Morgens ging Aya aus, um Kräuter mit dem Nachtthau zu suchen. Als sie um die Waldecke bog, kamen ihr drei Männer in Bauerntracht entgegen; der jüngste sprang auf sie zu; sie erkannte Martin und er lag an ihrer Brust. Sie liebkosete ihn und gab ihm die zärtlichsten Namen. Unterdessen waren die beiden Andern herbeigekommen. Kaum hatte Aya den Blick zu ihnen erhoben, als sie freudig aufschrie und mit vor der Brust gekreuzten Armen sich tief verneigte und in arabischer Sprache Worte der höchsten Ehrerbietung sprach. Der Aeltere war der Ritter Süderland. Dieser Mann stand im neunundvierzigsten Lebensjahre, aber sein bewegtes Leben und sein Aufenthalt in Algier hatten ihm, verbunden mit der reich strömenden Quelle seines Geistes, welche dem Körper stets eine jugendliche Kraft erhält, eine Frische bewahrt, die ihm bedeutend jünger erscheinen ließ. Er dankte dem Gruße der Magd mit der ihm eignen

schwermüthigen Freundlichkeit und befragte sich nach dem Befinden der beiden Herrinnen. Aya berichtete vorsichtig und erzählte, welch einen heitern Eindruck der Besuch der Donna de Padilla auf beide gemacht habe. Dann eilte sie mit Martin voran, um Maria auf den Geliebten vorzubereiten. Der Ritter und sein Begleiter folgten schweigend. Dieser war ein kräftiger Mann von mittler Leibesgestalt und ohngefähr dreißig Jahren. Ein dichter, hellblonder, ins Röthliche spielender Bart kräuselte sich ihm um Lippen und Kinn; unter der hohen und breiten majestätischen Stirn funkelte ein großes schwarzes, sehr ausdrucksvolles Augenpaar und gab in Verbindung mit der großen Adlernase dem Gesicht einen ungewöhnlich kühnen und gebieterischen Ausdruck. Als sie in die Nähe des Hauses kamen, hielt der Ritter den Schritt an und preßte die Hand gegen das Herz. Sein Begleiter betrachtete ihn mit einem halb spöttischen halb mitleidigen Lächeln. In diesem Augenblick trat der große Unterschied zwischen den beiden Männern recht lebhaft hervor. Des Ritters weiche, gefühlvolle Seele spiegelte sich in seinen edeln milden Zügen ab. Die Macht der Empfindung ergriff ihn so stark, daß er leidend aussah. Der Andere war ein Bild wilder Kraft. Man sah es ihm auf den ersten Blick an: er war ein Mann des raschen Entschlusses und der eben so raschen That.

Jetzt eilte Maria's leichte Gestalt aus der Thüre auf die Männer zu; sie schien den Boden nicht zu berühren. Schweigend — sie war keines Wortes fähig — sank sie an die Brust ihres Johannes, und er küßte sie innig auf die bleiche Stirn. Sie schloß die Augen, ein leises Wonnestöhnen rang sich aus der Tiefe ihrer Brust herauf. Er hielt eine Ohnmächtige in den Armen. Nun trat auch Inese hinzu und begrüßte die Männer mit stolzer Ehrerbietung. Mit Martin's Hülfe wurde Maria auf ihr Lager

gebracht, und Aya wandte Mittel an, sie wieder ins Leben zurückzurufen. Als dies gelungen war, machte sich das Gefühl der frommen Schwärmerin in einem Thränenstrome Luft. Sie hielt des Ritters Hand fest und sah ihm in die schönen träumerischen Augen.

„Bist du gekommen, mein theurer Johannes, mich nach Algier hinüber zu führen oder willst du hier bei mir bleiben?“ fragte sie mit sanfter schwacher Stimme.

„Ich will so lange bei dir bleiben bis du vollkommen genesen bist, mein süßes Mädchen,“ versetzte er, „dann wollen wir nach Afrika übersetzen, wo wir uns nicht zu verbergen brauchen. Und dort sollst du mein Weib werden.“

„Nicht eher, Johannes, als bis du mich überzeugt hast, daß auch die letzte Spur von Zweifel an die Gottheit unsres Erlösers, an seine heilige Mutter, die erhabene Himmelskönigin, und an alle Heiligen unsrer Kirche aus deiner Seele vertilgt ist. Nur nicht trennen darfst du dich wieder von mir, damit ich durch unablässiges Gebet und Belehrung dich für den Himmel gewinnen kann. Oder hast du vielleicht deine Irrthümer nun ganz abgelegt und bist in Geist und Wahrheit ein Christ geworden?“ Sie fragte so kindlich unschuldig, so vertrauensvoll, sie blickte ihn dabei so treuherzig an, daß er sich heftig bewegt zu ihr niederbeugte und sie küßte. Aber ihr eine Antwort zu geben vermochte er nicht.

„Du bist es noch nicht,“ fuhr sie mild lächelnd fort. „Ich wußte es ja stets, daß mir das Werk deiner vollständigen Bekehrung vorbehalten war. Die heilige Jungfrau hat es mir ja selbst eröffnet und mich dazu würdig vorbereitet. Sie ist mir vor einigen Nächten wieder erschienen und hat mir deine baldige Ankunft angezeigt. Darum war ich derselben auch in diesen Tagen gewärtig. Jetzt wollen wir ihr danken, daß sie ihr Wort so gnädig

erfüllt hat.“ Und sie faltete die zarten Hände und sprach ein glühendes Dankgebet. Auch der Ritter faltete die seinigen; seine Seele hing an ihren Lippen und trank die Worte von ihnen hinweg. Nicht minder machte das von dem begeisterten Munde der Jungfrau strömende Gebet einen feierlichen Eindruck auf die Uebrigen. Selbst der Begleiter des Ritters, der nicht aussah als hielte er viel vom Beten, wurde ernst und ergriffen von der Andacht des reinen kindlichen Gemüths.

Dieser und die nächsten Tage verstrichen unter mancherlei Mittheilungen. Der Begleiter hatte sich als einen Freund des Ritters zu erkennen gegeben und seinen Namen Eusebio genannt. Mit wenig Worten hatte er erklärt, er sei auch ein getaufter und von der Inquisition vertriebener Maure. Inese lächelte ungläubig zu dieser Erzählung. In diesen Tagen sandte Don Eusebio den Martin mit geheimer Botschaft fort; am dritten Tage kamen wild aussehende Männer, welche im nahen Walde lange Unterredungen mit ihm hatten. Dann war es wieder einige Tage Ruhe. Der Fremde zeigte aber stets ein bewegtes, unheimliches Wesen und schenkte den übrigen Bewohnern des Hauses wenig Theilnahme. Inese beobachtete ihn unbemerkt und kam dahinter, daß er die Nächte nicht im Hause zubrachte. Bald langte aus den nächsten Dörfern die Nachricht an, daß überall die verwegensten Räubereien und Plünderungen an der ganzen Küste von Murcia und Valencia von afrikanisch-maurischen Seeräubern verübt würden, und der Name des neuen Herrschers von Algier Chair-Eddin Barbarossa flog von Mund zu Munde. Seine zahlreiche und prächtige Flotte beherrschte das Meer, alle Christen, welche die Küstenstriche bewohnten, zitterten vor der furchtbaren Macht des größten Seeräubers, welcher jemals diese Länder und Gewässer beunruhigt hatte, alle Mauren in Andalusien und Valencia geriethen in frohe

Bewegung. Alles dies erfuhr man nach und nach im versteckten Landhause.

Maria's Genesung ging langsam von statten, aber sie erregte die Hoffnung ihrer Freunde, die Liebliche allmälig wieder aufblühen zu sehen. Don Eusebio war tagelang abwesend. Die Botschaften, wenn er zugegen war, dauerten fort.

Eines Tags langte ein kleiner Trupp Reiter zu Pferd und Maulthier an. Als sie am Hause abstiegen, erkannte Inese mit einer Ueberraschung, die an Bestürzung grenzte, den greisen Priester Abu-Hassan und Don Rodriguez de Luzero, und auch die Uebrigen waren ihr nicht unbekannt. Es waren lauter Mauren von Granada, Kordova, Malaga. Sie eilte hinaus und begrüßte die Angekommenen; der fast hundertjährige Priester legte die zitternden Hände segnend auf ihre Stirn.

„Zu dir kommen wir, meine Tochter" begann er feierlich, „im Namen unsres, deines Volks. Dein Volk läßt dir sagen: Auf, Suleima, Tochter unsres königlichen Hauses, edler Sproß der Sultane von Granada, erhebe dich und führe deinen Gemahl ein in die hohe Pforte der Alhambra! Die ersehnten Tage sind endlich gekommen; die Saat, die du gesäet und gepflegt, ist reif. Nimm die Sichel, um sie zu schneiden!"

„Weh mir!" rief Inese. „Ich kann nicht die Gemahlin Said's, ich kann nicht Euere Königin werden! Nicht Euern Segen verdiene ich, mein Vater. Er brennt wie Feuer auf meiner Stirn. Euer Fluch muß mich treffen, der Fluch meines Volks; denn ich habe es schmachvoll verrathen an einen schlechten Christen, einen Heuchler, Lügner und Vatermörder."

Erschöpft lehnte sie sich an einen der vor dem Hause stehenden Bäume.

Bestürzt sahen sich die Mauren an. „Das Unglück

hat das helle Licht ihres Geistes getrübt," sagte der Greis und nahte ihr liebevoll. „Ermanne dich, Suleima, geliebte Tochter! Lege den Wahn ab, der dich umsponnen hält! Wir wissen von keinem Verrath, den du an uns begangen hättest. Nichts ist verloren durch die flüchtige Neigung, die du vielleicht zu einem Christen hattest. Und wir stehen im Begriff, Alles mit deiner Hülfe zu gewinnen."

„Allah segne Euch, daß Ihr es gewinnet. Für mich ist Alles verloren; denn ich habe mich selbst verloren, und nichts kann ich wieder gewinnen, nichts für Euch, nichts für mich. Beim Haupt des Propheten, ich kann nicht Euere Königin sein, und nie soll meine unreine Hand Euere heilige Sache beflecken und ihr schaden. Ja Allah würde Euch durch mich verderben. Auf meinem unseligen Haupte lastet sein Fluch, und er duldet nicht, daß die Sünderin die Stelle einnimmt, welche der reinen, gottbegeisterten Jungfrau gebührt. Der Fluch würde sich von mir auf das ganze Volk ausdehnen. Nein, dieses edle Volk ist schon elend genug, ich will es nicht noch elender machen. Geht, flieht die Treulose! Stoßt mich aus! Gebt mir Euern Fluch! Das ist die einzige Wohlthat, die Ihr mir noch erweisen könnt. Euer Mitleid, Euere Vergebung würden mich erst zum Wahnsinn treiben."

Der Schwur, welchen die Unglückliche gethan, war von so bindender Kraft, daß die Männer von jedem fernern Versuch abstanden, sie zu gewinnen.

Rodriguez rief mit einem verzweifelten Zorn: „Toledo ist in vollem Aufstand gegen den König, ganz Kastilien ist in Gährung; in Valencia ist die Empörung ausgebrochen, und unsre Brüder sind hier bedroht; Chair-Eddin Barbarossa hat uns seine mächtige Hülfe zusagen lassen und uns Botschaft gesandt, daß eine seiner Flotten bereit sei, im Hafen von Malaga zu landen, und jetzt fehlt uns ein Sproß

unsres Königshauses, der Nachkomme des Propheten, ohne welchen das Volk nie an seine Befreiung glauben wird."

Das heftige Gespräch hatte auch die andern Hausbewohner herbeigezogen, und als Inese sich jetzt schmerzlich umsah, erblickte sie den Mann, den ihr Auge suchte, den Ritter Süderland. Er stand an Maria's Seite, wie in tiefe Gedanken versunken. Sie schritt auf ihn zu, faßte ihn bei der Hand und zog ihn in die Mitte der maurischen Männer. „Hier steht der Enkel des Propheten!" sprach sie feierlich. „Hier ist Euer Sultan, der Sidi Alnayar Aben Selim, der Sohn Yahyes, einst Beherrscher von Almeria und naher Verwandter und ergebener Freund des Sultans Abdallah el Zegal. Sein Vater zwang ihn einst Christ zu werden, als er zu den spanischen Königen überging, aber niemals war Sidi Alnayar im Herzen Christ, er war und blieb ein Anhänger des Propheten bis zu dieser Stunde. Umgürtet ihn mit dem Schwerte des Sultans und erhebt ihn auf den Thron Granada's in den Marmorhallen der Alhambra; denn Niemand als ihm gebührt dieser Platz."

Ehrfurchtsvolles Erstaunen ergriff alle umherstehenden Mauren. Die ältern Männer erkannten den Nachkommen des Propheten, und der greise Abu-Hassan beugte das Knie vor ihm und rief mit zitternder Stimme: „Heil Dir, Alnayar Aben Selim, Sultan von Granada, Sohn des Propheten! Allah's reichsten Segen auf Dein königliches Haupt!"

Alle Mauren, Inese und Aya folgten des Priesters Beispiel. Es war eine allgemeine Huldigung. „Allah sei gelobt, daß wir den rechten Sultan gefunden haben!" fuhr Abu-Hassan fort, und im Chor jubelten Alle, auf den Knien liegend und mit der über Brust gekreuzten Armen: „Allah sei gelobt!"

Verwirrt, schier betäubt von den auf ihn einstürmen-

den unerwarteten Eindrücken, war der Mann, dem diese Huldigung galt, anfangs keines Wortes fähig. Es dunkelte ihm vor den Augen, und ohne zu wissen, was er that, streckte er die Hände gegen die knieenden Männer aus. Diese Bewegung aber nahmen sie für die Aufforderung ihm den Handkuß zu leisten, und mit wilder Hast drängten sie sich herzu, ihm diesen Beweis ihrer Unterwürfigkeit zu geben. Jubelnd nannten sie ihn ihren Sultan, ihren König, ihren Herrn und recitirten in hoher Begeisterung Stellen aus dem Koran, die in irgend einer Beziehung zu dieser Scene standen.

Maria im Hintergrunde verstand, wenn auch nicht die arabischen Worte, aber mit ahnungsvoller Seele den ganzen Sinn dieser Reden und Handlungen; auch sie meinte, ihr Geliebter habe seine Zustimmung zu seiner Erhebung zum König von Granada gegeben. Und es ward Nacht in ihrer Seele. Sie sah das Kreuz Christi in einem Blutmeer versinken und Mahomed's Würgerschwert darüber glänzen. Die Sinne vergingen ihr; sie griff nach einem Baume, aber sie vermochte sich nicht zu erhalten. Unbemerkt von Allen glitt sie ohnmächtig zu Boden.

„Meine Brüder!" stammelte endlich der Fürst Alnayar, der mit seinem ihm in der Taufe verliehenen spanischen Namen Alfonso de Granada und mit seinem deutschen, ihm vom Kaiser Maximilian gegebenen Johannes von Süderland hieß: „Meine Brüder, Ihr trefft keine glückliche Wahl. Ich fühle nicht die Kraft in mir, Euch zum Sieg über unsre Feinde zu führen —"

„Allah wird sie dir wieder geben!" unterbrachen ihn die Männer. „Du kannst und darfst dich deinem Volke nicht entziehen. Wir stehen Alle zu dir, die Tausende in Spanien und Afrika, die an Mahomed's Gesetz halten. Wolltest du nicht zu uns stehen? Chair-Eddin, der Bei

von Algier, wird dich mit seinen Flotten, mit seinen Kriegern unterstützen —"

„Bei Allah und seinem Propheten! das werd' ich, mein König und Herr!" sprach der Mann vortretend, welcher sich als Don Eusebio hier eingeführt hatte. „Ihr seht mich staunend an, ihr Männer, aber Einige unter Euch werden mich erkennen. Ich bin Chair-Eddin Barbarossa, und herübergekommen, mit Euch zu verhandeln zu Euerer Hülfe. Ich habe Euch die Boten gesandt, die Euch hierher beschieden. Ich will mit Euch Euern König nach Granada führen, ich will mit Euch das Land zur Erhebung aufrufen gegen die Christenhunde."

Diese Worte erzeugten einen schier wahnsinnigen Jubel. Alle drängten sich um den gewaltigen Korsaren, um ihm ihren Dank zu bezeigen. Durch Alnayar's Seele zuckte jetzt der Gedanke an seine Maria; rasch wandte er sich nach ihr um, er sah sie nicht. Er eilte dem Hause zu, und erblickte sie am Boden, Martin neben ihr knieend, der ihr bleiches bewußtloses Haupt in den Händen hielt. Schnell hatte er sie in die Arme geschlossen und trug sie in das Haus auf ihr Lager. Hier warf er sich vor ihr nieder, bedeckte ihren stummen Mund, ihre erloschenen Augen mit Küssen und rief nach Aya's Hülfe. Die Männer waren ihm nachgeeilt, er bemerkte sie nicht, er hörte nicht ihre verwunderten Fragen und Inese's Antworten; er hatte nur Sinne für den bleichen Engel vor ihm. Sein gespanntes Ohr horchte ängstlich auf die leise Welle ihres Athems, sein Auge forschte in ihren Zügen, und als ihr Bewußtsein zurückkehrte, stieß er einen Freudenschrei aus. Maria strich sich die Stirn mit der Hand, als wollte sie einen bösen Traum dort verwischen; aber der Anblick der fremden Männer belehrte sie, daß es kein Traum gewesen war. Ihr krampfhaft zuckender Mund gab leiswimmernde Klagelaute von sich.

„Maria! Maria!" rief Alnayar. „Nur mit dir kann ich den Thron besteigen. Nur wenn ich in dein Haar das Diadem winden, deine Glieder in die königlichen Gewänder hüllen darf, will ich diese Männer führen."

„Zum Sieg über die Christen!" stöhnte sie. „Ihr seid alle von Christus abgefallen, auch du Inese, und auch du, Martin! Weh mir! Ich bin allein! Laßt mich sterben!" Und sie drückte die Hände vor die Augen.

„Ihr Männer meines Volks!" rief Alnayar aufspringend. „Ich kann nicht Euer König sein! Geht und sucht einen Andern. Mich laßt allein mit diesem Weibe, das mir theurer ist als Euere Krone, theurer als die ganze Welt!"

Ein Murren des Unwillens war die Antwort.

„Ich will nicht Euere Krone, ich habe sie nie gewollt!" fuhr der Ritter heftiger fort. „Geht und laßt mir dies Weib! Ich will um ihretwillen ein gläubiger Christ werden!"

„Wehe dir! Du läd'st den Fluch deines Volks auf dich!" sprach Abu-Hassan feierlich.

„Sidi Alnayar!" nahm Inese das Wort. „Du darfst dein Volk nicht verlassen, nicht um eines Weibes, um einer Christin willen verlassen. Ich beschwöre dich bei dem Blute unsrer Ahnen, das in deinen wie in meinen Adern fließt. Habe Barmherzigkeit mit diesem niedergetretenen Volke!"

„Hast du dich nicht selbst angeklagt," antwortete er kalt, „daß du dieses Volk aus Liebe verrathen, aus Liebe zu einem Christen? Und dieser Christ war treulos und schlecht; dieses Kind aber ist der treueste Engel, den Gott mir gesandt, meinen rauhen Pfad zu versüßen. Ich will Euere Krone nicht!"

„Tod dem Verräther!" schrie Rodriguez und zog das Schwert gegen Alnayar. Die Andern folgten seinem

Beispiel. Wildes Geschrei und Schwertergeklirr erfüllte den engen Raum.

„Ihr himmlischen Mächte schützt ihn!“ rief Maria und warf sich, vom Lager aufspringend, vor seine Brust.

In diesem Augenblicke trat ein hoher ritterlicher Mann in das Gemach. Niemand hatte im Lärm der entfesselten Leidenschaften sein Kommen wahrgenommen. Plötzlich stand er zwischen den Männern, wie eine überirdische Erscheinung.

Kaum aber hatte Maria einen Blick auf ihn geworfen, als sie wie eine Verklärte ausrief: „Dank dir, Maria, rettende Himmelskönigin! Du sendest mir einen deiner Boten in Gestalt meines Vaters!“

„Meine Tochter! Meine Maria!“ rief der bejahrte fremde Krieger und beugte sich zu ihr herab. Sie aber hatte selig lächelnd die Augen wieder geschlossen. Neue Ohnmacht hielt sie gefesselt. Der Graf von Isselstein küßte sein Kind und weinte.

„Werft auch einen milden Blick, ein Auge der Vergebung auf mich, Herr Graf!“ sprach der Ritter von Süderland eben so thränenweich.

„O Mann, dir sei vergeben, um ihretwillen!“ antwortete der Graf.

Die Mauren verließen das Gemach; jeder fühlte, daß hier nicht ihr Platz sei.

Draußen sprach Chair-Eddin zu Inese: „Ich kenne deinen Liebeshandel mit dem deutschen Schurken aus der Erzählung deiner Magd. Es ist Thorheit von dir, darum dein Volk aufzugeben. Ich reiche dir meine Hand; ich hebe dich mit dieser starken Hand auf den Königssitz der Alhambra und nehme den Platz neben dir ein. Sei mein Weib und sei Königin.“

„Du bist kein Araber,“ sagte Abu-Hassan.

„Ich bin ein Osmane, ein Bekenner des Islam. Auf

der Insel Lesbos wurden wir geboren, Horuch und Chair-Eddin. Unser Vater war ein Töpfer. Darauf sind wir stolz. Muth und Tapferkeit haben uns zu Herren von Algier und des Meeres gemacht. Mein Bruder ist im Kampfe gegen die Spanier gefallen; ich will es hier in ihrem Lande mit ihnen aufnehmen. Gebt mir dies stolze Weib zur Gemahlin, und ihr sollt frei werden vom spanischen Joche. Und seid ihr frei, dann bin ich Euer König. Ich herrsche in Afrika über Mauren, warum soll ich hier nicht über sie herrschen?"

„Nie soll ein Mann mich berühren, beim Barte des Propheten!" schwur Inese. „Allah helfe Euch; ich kann es nicht!"

Die Männer stießen Verwünschungen aus und traten wieder heimlich berathend bei Seite. Nach einer halben Stunde bestiegen sie ihre Thiere; Chair-Eddin in ihrer Mitte. Abu-Hassan sprach scheidend zu Inese: „Unglückselige, ich gebe dich auf, aber fluchen kann ich dir nicht. Das böse Schicksal unsres Volks hat dich verderbt, und ich ersehe daraus, daß es seine alte Herrlichkeit nie wieder erlangen wird. Jede Hoffnung ist in mir gestorben, und ich gehe heim, um auch zu sterben.

„Und ich bleibe, um zu sterben," sagte Inese. „Laß mich deine Hand noch einmal küssen! — Ich danke dir! Und nun Allah mit dir!"

„Und mit dir!" — —

Bald war der Reitertrupp um die Waldecke verschwunden.

Inese ging in das Haus zurück und fand — eine Sterbende. Maria's letzte Lebenskraft, kaum etwas weniges wieder genährt, war plötzlich von dem über sie hereingebrochenen gräßlichen Sturm gebrochen. Sie erlag der Wuth der Verzweiflung, die sie erfaßt hatte. Aber sie

lächelte selig; denn ihre eine Hand hatte ihr Geliebter, die andre ihr Vater erfaßt. Martin und Aya knieten ebenfalls neben dem Bette. Auch Inese sank auf die Knie zu den Häupten der edlen Jungfrau und küßte Vergebung flehend die erkaltende Stirn derselben. Mit leiser süßer Stimme lispelte diese Worte des Friedens über die sie Umgebenden hin. Dann bat sie ihren Vater, ihr von der Mutter und der Heimat zu erzählen. Und der alte Krieger berichtete ihr umständlich, wie die Mutter sich nach ihr gesehnt und endlich gestorben, und wie er, von gleicher Sehnsucht getrieben nach Spanien gekommen und das ganze Land, sie suchend, durchwandert habe, bis ihm Donna de Padilla ihren Wohnort angezeigt. Und weiter führte er süße Heimatbilder vor ihrer scheidenden Seele auf, nur dann und wann vom ungeheuern Schmerz, den er vergebens zu bekämpfen suchte, unterbrochen. Und als er endete, hatte auch sie geendet, von Heimat- und Jugendträumen süß umgaukelt; ruhig, lächelnd, sanft war sie gestorben und lag da eine schöne, verklärte, zu früh geknickte Blume. Niemand sprach ein Wort, aber lange saßen die beiden Männer an der Leiche; die Gedanken und Gefühle, die durch ihre Seelen zogen, wer könnte ihnen Worte geben? Endlich sagte der Graf: „Kommt, Ritter, wir wollen am Waldrande dort ein Grab für zwei Todte graben, für das Kind und den Vater. Ich will hier meine Tage als Einsiedler beschließen; ich fühle, es werden ihrer nur noch wenige sein.“

„So sei es!“ antwortete Alnayar. „Ich beneide Euch, daß Ihr sterben könnt. Ich kann es noch nicht. Mich treibt es wieder fort über die Meere; aber nicht nach Afrika. Ich bin den Mauren fremd geworden, wie den Christen. In die neue Welt will ich ziehen, wie ich gelobt, und die Aufträge der augsburger Bürger ausrichten. Vielleicht schenkt ein gütiger Gott mir Ruhe.“

„Geht in Gottes Namen! Im Hafen von San Lucar habe ich vor wenig Tagen den Portugiesen Magelhaens getroffen. Er steht im Begriff, im Auftrag des Königs nach der neuen Welt zu segeln. Wenn Ihr eilt, werdet Ihr ihn noch finden.“

„Ich danke Euch! Wenn wir ihren schönen Leib der Erde übergeben haben, will ich mit Martin fort.“

Sie gingen hinaus; sie gruben und schaufelten und warfen ein Grab auf, der Sohn des Königshauses, der eben erst die dargebotene Krone ausgeschlagen, und der berühmte Feldhauptmann des deutschen Kaisers. Sie arbeiteten einen ganzen Tag; denn sie waren nicht rüstige Gräber. Am Abend trugen sie die theure Leiche bei Sternenschein in die Gruft. Inese und Aya hatten sie mit Blumen geschmückt und ihr eine grüne Krone ins Haar geflochten. Todtenkrone statt Königskrone! Der Graf versah Priesteramt. Inese und Alnayar, Aya und Martin knieten am Grabe nieder. Unter ihrem Gebet wurde das irdische Theil des frommen holden Mägdleins zugedeckt.

In der Frühe des andern Morgens wanderten der Ritter und sein Knecht von dannen, dem Hafen von San Lucar zu. Sie fanden Magelhaens noch. Wenige Tage darauf wurden die Anker gelichtet. Der unglückliche Alnayar schied von Europa.

Der Graf Isselstein hatte wahr prophezeit. Er erkrankte bald darauf, und Inese ward ihm eine treue sorgsame Pflegerin. Sie bot Alles auf, ihm die Tochter zu ersetzen, und er segnete sie dafür. Aya's Kunst vermochte dem Greise, dem das Herz gebrochen war, das Leben nicht zu fristen. Seine Kräfte nahmen rasch ab, und eines Abends bat er die beiden Frauen, ihn zum Grabe seines Kindes zu führen. Er ließ sich auf den Hügel nieder, faltete die Hände, blickte in die scheidende Sonne und verschied.

Nach kurzer Frist hatte das Grab sein zweites Opfer. Das Haus aber war verschlossen und stand leer. Niemand konnte sagen, wohin die Frauen gegangen waren. Tiefe, schwermüthige Stille lagerte sich auf das Wiesenthal.

14.

Kastilien unter der wahnsinnigen Königin.

König Karl war am 22. Mai aus dem Hafen von Corunja abgereist, und alle seine niederländischen Minister hatten ihn begleitet. Ebenso ein Theil seines kleinen Anhangs in Spanien. In der That hatte seine überhastete Abreise fast das Ansehen einer Flucht, und es gab wenig Leute in den Königreichen, die er besucht, welche die Hoffnung gehegt hätten, ihn jemals wieder zu sehen. Zwei Jahre und neun Monate hatte er in Spanien zugebracht und während dieser Zeit nur ein Drittheil des Landes gesehen, aber sich die Liebe des ganzen Volkes verscherzt, die ihm mit so großer Begeisterung entgegen gekommen war. Es war von seiner Seite, d. h. von seiner niederländischen Umgebung, nicht weniger als Alles geschehen, um den spanischen Nationalcharakter zu reizen, zu kränken, zu verletzen, zu verhöhnen und die alten wohlbegründeten Rechte der Stände der einzelnen Königreiche zu umgehen und mit Füßen zu treten. Die meisten Bedingungen, die die Stände auf den Landtagen dem König gestellt, die er angenommen und deren Erfüllung er beschworen, waren theils nicht erfüllt worden, theils war gerade das Gegentheil derselben geschehen. Treu und Glauben, Königswort und Eidschwur schienen nur vorhanden zu sein, um zu Macht und Geld zu kommen, dann, wenn der Zweck erreicht war, kehrten sich weder König noch Minister daran.

Ueberall hatte Karl geschworen, kein spanisches Geld aus dem Lande zu führen oder führen zu lassen, und Millionen waren in diesen dreiunddreißig Monaten nach den Niederlanden geschickt worden. Die Spanier waren so weit gebracht, daß sie die Niederländer als eine Räuberbande betrachteten und Herrn von Chievres als den Hauptmann derselben, der feig hinter dem starken Schild der königlichen Macht und des Rechts der Krone sich jede Gewaltthätigkeit erlaubte. Als die beiden Brüder Barbarossa, die mächtigen Korsaren von Algier, die spanischen Küsten beraubten und brandschatzten, und nirgend Hülfe waren gegen diese ungeheure Klage, schrie das Volk: die Seeräuber seien noch lang nicht so schlimm als die Landdiebe, die man überall mit Ehrengepränge empfange, die Seeräuber seien Saracenen, Mohamedaner; die Landräuber gäben sich für Christen aus, seien aber viel gottloser und sündhafter als jene; denn die Saracenen griffen mit offner Gewalt an, die Niederländer mit heimlicher Tücke, mit Hinterlist und bösen Ränken. So treu hing das spanische Volk an Recht und Gesetz, daß es den treulosen König immer noch als eine heilige Person betrachtete, so billig denkend war es, daß es den zwanzigjährigen Jüngling mit seiner Unerfahrenheit entschuldigte und alle Schuld auf die Verführungskünste seiner ruchlosen Minister schob. Aber das Maß der Geduld war voll; im gemeinen Volke, im Handwerkerstande der Geist der Empörung gegen Lug und Trug und gesetzwidrige Gewalt erwacht; dieser Geist war erstarkt und bereits zu einer furchtbaren Macht gediehen; es war der herrliche Geist des sechzehnten Jahrhunderts, der Geist der politischen Freiheit. Die schamlose, wortbrüchige, betrügerische und in jeder Hinsicht verruchte Regierungsweise der Könige, die Gewaltthätigkeit des Adels und die Nichtswürdigkeit der Klerisei hatten diesen Geist im Volke erzeugt und ge-

weckt, und sein Zorn wetzte aufschreiend in Spanien wie in Deutschland die Waffen gegen die unmenschlichen übermüthigen Dränger. Der Geist des Widerstands und der Empörung hatte sich über alle altkastilischen Städte verbreitet und war mit Kraft und Entschlossenheit gewappnet; die Handwerkerzünfte, der Kern der Städtebewohner und des Volks überhaupt, hielten fest zusammen zu Schutz und Trutz; es war eine allgemeine drohende Verschwörung. Dem Anschein nach nicht gegen den König gerichtet, sondern gegen den Minister, respectirte sie die gesetzliche Form und ehrte im König den Repräsentanten des Gesetzes.

Die Granden, selbst mit dem Könige und dessen Ministern aufs Aeußerste unzufrieden, sahen schweigend und nicht ohne stille Billigung der großen Volksbewegung zu, und da die Niederländer aus Furcht vor dem bewaffneten Aufstande des Volks, Spanien mit dem Könige verließen, so brauchte der kastilische hohe Adel wenigstens nicht Partei mit diesen ihren Feinden zu machen; sie hielten nur zur Königsmacht, sie standen nur zum Könige als ihrem gesetzlichen Oberhaupte und vertraten dabei ihre eigne Sache, und nicht die der Niederländer.

Der kastilische Landtag war vom König erst nach St. Jago und zuletzt sogar nach der Hafenstadt Corunja verlegt worden. Es ging stürmisch darauf zu, und die Abgeordneten von Toledo, welche unerschrocken und kräftig auftraten, wurden sogar verwiesen. Die Ehrfurcht vor dem König hielt inzwischen die meisten Abgeordneten ab, ihrer Stimmung die rechten Worte zu geben, aber der Aufstand hatte sich von Toledo bereits über die benachbarten Städte verbreitet, und der König that nichts, ihn zu unterdrücken, weder durch Zugeständnisse noch durch Waffengewalt. Die Schöppen der Stadt Toledo und Häupter des Aufstandes, Juan de Padilla, Fernando Davalos und Gonsalez Gaytano wurden zwar durch könig-

lichen Befehl auf den Landtag beschieden, um sich zu verantworten; da sie aber nicht erschienen, blieb es bei einem mit Drohungen schwach unterstützten zweiten Befehl. Ja der verblendete König that sogar höchst unverständige Schritte, welche den Aufstand nur noch mehr entflammten. Er forderte von Kastilien die ungeheure Summe von neunhundert Millionen Realen als freiwilliges Geschenk, und ohngeachtet der Protestation der Abgeordneten des Volks setzten es die Granden doch durch, daß ihm zweihundert Millionen, in drei Jahren zahlbar, bewilligt wurden. Aber eine große Anzahl Städte und darunter Toledo, Salamanka, Toro, Madrid, Murcia, Kordova weigerten sich auf das Entschiedenste etwas dazu beizusteuern.

Noch nachtheiliger auf die Volksstimmung wirkte aber die Verfügung des Königs, durch welche er den Kardinal Adrian Florens, seinen Lehrer, zum Statthalter von Kastilien ernannte. Florens war ein gutmüthiger, wohlwollender, aber auch charakterschwacher Mann, er war ein Kleriker, und endlich — und das war den Kastiliern das Anstößigste — er war ein Niederländer. Der Unwille darüber sprach sich allgemein, laut und drohend aus. Die noch anwesenden Deputirten des Landtags, die man als Anhänger des Königs betrachten durfte, machten ihm deshalb vergebliche Vorstellungen und baten dringend, in Betracht der großen Aufregung, welche das Königreich erfülle, einen Inländer von geistiger Kraft und womöglich einen Krieger von erprobter Tüchtigkeit und persönlichem Ansehen zu dieser jetzt doppelt wichtigen Stelle zu ernennen. Der König ließ es aber bei einigen an die Deputirten gespendeten Gnadenbezeigungen bewenden, wodurch er sie zum Schweigen zu bringen hoffte. Statt selbst nach Toledo zu gehen und sich mit dem empörten Volke zu verständigen, ging er zu Schiffe und überließ es der schwachen Hand des Kardinals, das empörte Land zu lenken.

In Valencia hatten sich die Stände mit größerer und darum auch erfolgreicherer Energie dem Befehl des Königs widersetzt, den Markgrafen von Brandenburg als Vicekönig anzunehmen, und Karl hatte sich zuletzt noch genöthigt gesehen, ihrem Willen nachzugeben und den Don Diego de Mendoza, Grafen von Melito, zu dieser Würde zu erheben. Der Markgraf hatte übrigens durch seine Verheirathung mit der Königin Germaine die geringe Popularität, welche er sich in Kastilien, Aragonien und Katalonien erworben (in Valencia hatte er nie welche besessen), eingebüßt; aber auf seine Gemahlin war das aragonische Volk wegen ihrer Erniedrigung, indem sie einem deutschen Abenteuerer ihre Hand gab, sehr erbittert, und man verweigerte ihr allgemein den Titel Hoheit. Sie sah sich deshalb genöthigt, sich mit ihrem Gemahl auf eine ihr gehörige ländliche Besitzung zurückzuziehen, und beide lebten hier in großer Abgeschiedenheit von der Welt.

Kaum hatte die Flotte, welche den König zuerst nach England und dann in die Niederlande zu führen bestimmt war, die spanischen Küsten verlassen, als die Flammen des Volksaufruhrs mächtig emporschlugen und sich in unglaublich kurzer Zeit in ganz Kastilien verbreiteten. In Toledo, Segovia, Murcia, Zamora, Valladolid, Burgos und Madrid erhob sich das gemeine Volk mit den Waffen in der Hand gegen die königliche Gewalt und gegen den Adel, und während Karl eilte, eine neue Krone zu gewinnen, hatte es allen Anschein, daß er die alten verlieren würde.

Noch kurz vor seiner Abreise hatte er einen Befehl nach Toledo geschickt, Juan de Padilla und Fernando Davalos als Volksaufwiegler zu verhaften. Sogleich liefen die Handwerker und ihr großer Anhang im gemeinen Volk mit Geschrei und mit Waffen zusammen, widersetzten sich der Gefangennehmung der beiden Volksführer und bedrohten den Alcalden und Großalguazil, welche des

Königs Befehl vollstrecken sollten, mit dem Tod, dem sie auch nur durch eilige Flucht aus der Stadt entgingen. Der Corregidor ward in seinem Hause belagert. Die Bewegung dauerte die Nacht hindurch. Am andern Morgen nahmen die Empörer dem Corregidor den Gerichtsstab, das Abzeichen seiner Macht; sie selbst aber vereinigten sich auf Padilla's Vorschlag zu einem Bunde, welchem er den Namen der heiligen Junta gab, und wählten ihn zum Oberhaupt derselben. Als solches gab er dem Corregidor den Stab zurück und belehnte ihn von Seiten der Junta mit der Amtsgewalt. Nun wurde das Haus des Alcalden gestürmt und aller Hausrath nebst dem Abzeichen seiner Amtswürde in den Fluß geworfen. Ohne Verzug stürmte eine weit über zwanzigtausend Köpfe starke bewaffnete Menge die Citadelle der Stadt, der Alkazar genannt, und der königliche Befehlshaber derselben, Juan de Silva, sah sich genöthigt, die Veste zu übergeben. Zwei Tage später beging der Corregidor den Fehlgriff einen Befehl zu erlassen, daß die Junta die Waffen ausliefern sollte, die Junta, deren Beamter er jetzt war. Die natürliche Folge war seine Vertreibung aus der Stadt so wie die aller königlichen Beamten, des Adels und der ganzen königlichen Partei, die Ausrufung der Republik, Besetzung aller Aemter mit Männern, welche die Junta aus ihrer Mitte gewählt und die Anwerbung und Aufstellung eines gut bewaffneten Heers. Don Juan de Padilla wurde einstimmig zum Haupt der Republik erhoben, und neben ihm sah man seine schöne und kühne Gemahlin zu Pferde sitzen, bewaffnet wie ein Mann und eine Schaar junger Leute anführend, die sich unter ihren Befehl gestellt hatte.

Am erbittertsten war die Bevölkerung der Städte auf ihre Landtagsdeputirten, welche für das freiwillige Geschenk gestimmt hatten; mit Abscheu nannte man sie Verräther der Freiheit, und ihr Empfang nach ihrer Heimkehr war

überall ein tobender, hart tadelnder, an manchen Orten sogar ein blutiger. So wurde der Abgeordnete von Segovia in seiner bereits aufs Aeußerste aufgeregten Vaterstadt auf die brutalste Weise umgebracht und an den Galgen gehängt und sogar das Venerabile, welches der Klerus dem wüthenden Volke entgegen hielt, um es vom Morde abzuhalten, verhöhnt. In Burgos, Zamora und andern Städten wurden die bei Zeiten entflohenen Deputirten im Bildniß verbrannt, ihre Häuser zerstört, ihre Habe vernichtet, und das gemeine Volk war so ehrlich, daß es sich nicht das Mindeste davon zueignete.

Der Kardinal-Regent Adrian hatte eben seinen Regierungssitz zu Valladolid genommen, als die Nachricht von den Vorfällen zu Segovia dorthin gelangte. Im geheimen Rath, den er sogleich mit den Beisitzern der Regierung hielt, ließ er sich vom Erzbischof von Granada, einem heftigen und harten Charakter, zur Anwendung der schärfsten Mittel gegen die Empörer bestimmen und sandte einen Richter von nicht sanfterer Gemüthsart, Namens Ronquillo, mit bewaffneter Macht nach Segovia, um die Verbrecher zu bestrafen und die Autorität des Königs wieder herzustellen. Die Segovier rüsteten sogleich zwölftausend Mann aus, riefen Padilla mit einem großen Haufen Bewaffneter aus Toledo zu Hülfe und schlugen den Ronquillo siegreich zurück.

Jetzt konnte der Kardinal nicht auf halbem Wege stehen bleiben. Er gab dem Antonio de Fonseca, welchen der König vor seiner Abreise zum Oberbefehlshaber der ganzen Kriegsmacht in Spanien ernannt hatte, Befehl, Segovia einzunehmen; Fonseca bedurfte dazu des groben Geschützes, und dieses befand sich in dem großen Arsenal von Kastilien zu Medina del Campo. Die Bewohner dieser Stadt widersetzten sich der Abführung des Geschützes zu diesem Zweck, und bald kam es zwischen ihnen und den

Truppen des Fonseca zum erbitterten blutigen Kampfe. Die Mediner brauchten das Geschütz, welches die Soldaten abholen wollten, mit Erfolg gegen sie. Fonseca ließ also mehre Häuser in Brand stecken, um das Volk vom Kampfe abzuziehen; aber die wackern Leute ließen ihre Häuser brennen und schlugen nur noch wüthender den Feldherrn mit seinem Heere zurück. Das Feuer aber griff dergestalt um sich, daß es in kurzer Zeit fast die ganze Stadt, eine der ansehnlichsten und reichsten Kastiliens, in Asche legte. Da eben eine große Waarenmasse des bevorstehenden Jahrmarkts wegen aus dem ganzen Königreiche hier aufgehäuft war, so war der Verlust ein unermeßlicher. Ganz Kastilien gerieth in eine schier wahnsinnige Wuth; selbst Valladolid, der Sitz der Regierung, erhob sich mit bewaffneter Hand gegen diese; Fonseca's Name ward als der eines Vaterlandsverräthers und Mordbrenners gebrandmarkt, und da der Kardinal über die Wendung der Dinge die Besonnenheit verlor, jede Theilnahme an Fonseca's That ableugnete und ihn nebst sämmtlichen Soldaten entließ, so war der Sieg der Junta über die Regierung vollständig. Adrian konnte um so weniger etwas ausrichten, als der Schatz von Chievres vor dem Abzug des Königs und der Niederländer erst geplündert worden war, und dem rathlosen Regenten also alle Mittel fehlten, der Volksempörung mit Nachdruck zu begegnen, selbst wenn er Muth und Entschlossenheit dazu gehabt hätte.

Alle kastilischen Städte traten nun zu einer Konföderation in Avila zusammen, und der Name der heiligen Junta umfaßte das ganze Königreich. Adrian wurde von ihr genöthigt, die Regierung niederzulegen und die Abzeichen derselben ihr auszuliefern. Es bedurfte nur noch des letzten Schrittes, die Absetzung des Königs auszusprechen und entweder die Wahl eines neuen Königs durch das Volk vorzunehmen oder die Republik im ganzen Lande zu

erklären. Alles ließ sich dazu an, die kühnen, stolzen und ehrgeizigen Pläne Maria's zu verwirklichen und die Prophezeihungen, die ihr Aya's geheimnißvoller Zauber gegeben, wahr zu machen.

Die reizende charakterstarke junge Frau war eigentlich das Haupt der Junta in Toledo, während ihr Gatte seinen Siegeszug durch das Land hielt. Durch kühne und gewaltige Reden feuerte sie die Bürger an, und wenn sie auf ihrem jungen andalusischen Rappen als Amazone bewaffnet, durch die Reihen derselben ritt, begleitete sie ein endloser Jubel der Menge. Wenn sie aber Abends in ihr großes Haus zurückkehrte, wurden die Thüren ihrer Gemächer sorgfältig geschlossen, und drinnen erwarteten sie zwei Frauen, mit welchen sie in der Mitternachtsstunde unheimlichen Verkehr hielt. Diese Frauen waren Aya, die Maurin, und Karracha, die Zigeuneraltmutter. Da wurden alle orientalischen Zaubereien vorgenommen, aus Flammen und Dampf, aus Stäben und Zahlen geweissagt, die Stellung der Gestirne erforscht und Horoskope gestellt und die Elementargeister befragt. Was nur die überreizte und ausschweifende Phantasie der östlichen Völker jemals erfunden, um die Mächte des Schicksals zu ihrem Dienst zu zwingen, oder den Blick in die Zukunft aufzuhellen, das wurde allmälig ins Werk gesetzt. Und stets schimmerte der kühnen Frau der funkelnde Glanz einer Königskrone entgegen; denn die geheimnißvollen Mächte versprechen dem Fragenden in der Regel, was er sehnlichst wünscht, um ihn um so sicherer zu verderben.

Zuweilen sah man auch Maria Abends verhüllt nach dem Alkazar schleichen, begleitet von Aya und Karracha und dort in Gemächern verschwinden, die sich keinem Sterblichen weiter öffneten als ihnen. Die beiden letztern gingen einzeln auch am Tage denselben Weg. Diese Gemächer bargen eine Bewohnerin, die sich dort streng abge-

schlossen hielt von der Welt und, mit düstern Gedanken und Plänen beschäftigt, ihre einsamen kummervollen Tage verlebte. Diese Frau war Donna Inese de Cardona. Mit ihr berieth Maria die nöthigen Schritte, und unter ihren Augen wurde neuer Zauber gesponnen.

Es handelte sich darum, ob jetzt schon der günstige Zeitpunkt gekommen sei, den letzten und kühnsten Schritt zu thun und das Volk im Sturm fortzureißen, indem man ihm keine Zeit zur Besinnung ließ, oder ob man vorsichtig weiter gehen solle, bis die reife Frucht, die Königskrone, den Strebenden von selbst in den Schoß falle.

Noch war Juan de Padilla nicht mit dem verwegenen Plane seiner Frau bekannt; noch nie hatte sie ihm mit einem Worte angedeutet, welches Ziel sie sich und ihm gesetzt. Die Zauberinnen widerriethen dies auch jetzt noch; der langsamere und sichere Weg sollte eingeschlagen werden. Dies war vorzüglich der weisen Karracha Meinung; sie wußte dieselbe mit so vielen Gründen zu unterstützen, daß sie die Andern dafür gewann. Es wurde ein andrer Plan entworfen. Die Ansicht der Zigeuneraltmutter gründete sich auf die feste Anhänglichkeit des kastilischen Volks an die Nachkommenschaft der Königin Isabella, deren Andenken wie das einer Heiligen verehrt wurde. Diese Liebe hatte sich auf Isabella's Tochter, die wahnsinnige Juana, übergetragen, und wenn man nicht die äußersten und gewaltsamsten Schritte gegen den leichtsinnigen und wortbrüchigen König Karl anwandte, so geschah es nur aus Ehrfurcht vor dem Andenken seiner Großmutter. Die Ueberzeugung, daß ihm Isabella's Krone nach dem heiligen Rechte gehöre, war so unerschütterlich, daß ein andrer Gedanke noch gar nicht aufgekommen war. Die Wuth des Volks war allein gegen seine niederländischen Rathgeber gerichtet, und wenn man ihm auch zürnte, daß er nicht Kraft genug habe, sich derselben zu entledigen, so dachte doch Niemand, außer Maria

de Padilla, ernstlich daran, ihn der Krone zu berauben. Selbst ihr Gemahl, für den sie diese Krone erstrebte, hatte diesen Gedanken noch nicht gefaßt. Es war Alles nur Drohung, Demonstration gegen Karl. Der kastilische Volksbund nannte sich sogar „die heilige Junta des Königs." Es wäre also das gewagteste und gefährlichste Spiel gewesen, jetzt schon mit dem unverhüllten Plane hervorzutreten. Er konnte gelingen, aber die Chancen deuteten noch mehr auf das Mißlingen, und dann war Alles verloren. Der sicherere Weg wurde gewählt. Don Juan sollte sich in den Besitz der Königin Donna Juana setzen und in ihrem Namen regieren. Dies schien der gewisse Uebergang zu seiner Selbstregierung. Padilla wurde von Maria aufgefordert, sich der Königin zu bemächtigen, und er begriff sogleich die ungeheuern Vortheile, welche ihm und der Junta die Ausführung eines solchen Unternehmens bringen mußte, um nicht sogleich darauf einzugehen.

So wie er Segovia entsetzt hatte und nun faktisch Herr des Königreichs war, eilte er mit seinem Heere nach Tordesillas, dessen Thore ihm von den der Junta ergebenen Einwohnern geöffnet wurden. Ohne Schwertstreich war er Besitzer der Stadt und der Königin.

Es war im Geisteszustande Juana's eigenthümlich, daß ihr bei starken Gemüthserschütterungen jedesmal auf einige Zeit die Klarheit der Vernunft zurückkehrte. So war es auch diesmal. Sie hatte von ihren Frauen vernommen, daß ein Kriegsheer in die Stadt gerückt sei, und der bestürzte Abt des Klosters hatte ihr begreiflich zu machen gesucht, was Ursache und Zweck der ungeheuern Volksbewegung sei, welche plötzlich ihre stille Wohnung berührte. Ihr den Volksinteressen huldigender Leibarzt hatte ihr endlich, nach Entfernung des Abts, das rechte Licht aufgesteckt. Sie war im tiefsten ruhigen Nachsinnen, als Padilla bei

ihr eintrat. Der junge, schöne, ritterliche Mann nahete ihr mit aller Ehrfurcht, die man in Spanien königlichen Häuptern zu erweisen gewohnt war, und hielt eine klare feurige Anrede an sie, worin er ihr den durch die Raubgier, Härte, Parteilichkeit und Wortbrüchigkeit der niederländischen Minister ihres Sohns herbeigeführten unseligen Zustand der spanischen Königreiche und insbesondre des kastilischen Reichs treu schilderte; er entschuldigte Karl mit dessen jugendlicher Unerfahrenheit, aber noch mehr entschuldigte er das Volk, welches zur Wahrung seiner alten Rechte und Freiheiten jetzt, wo der König es sogar in solcher Noth verlassen, sich wie ein Mann erhoben und nun zu ihr, seiner rechtmäßigen Königin, flehe, die Zügel der Regierung selbst zu seinem Schutze gegen fremde Willkür und Tyrannei zu erfassen.

In Juana's Auge blitzte es auf; es sprach eine ruhige, klare, besonnene Seele daraus; sie richtete ihre zusammengeknickte Gestalt empor, sie strich sich mit der Hand die Nebel des Irrsinns von der Stirn und fragte verwundert: „Was sprecht Ihr doch von Fremden und Niederländern? Regiert denn mein Vater das Land nicht mehr?"

„Der König Fernando ist längst gestorben, und da Ew. Hoheit krank war, so haben die Königreiche Euern ältesten Sohn, den Infanten Don Carlos als König anerkannt. Doch Ihr seid die rechtmäßige Erbin Kastiliens, Ihr seid Isabella's Tochter, Ihr seid unsre Königin."

„Ihr habt recht," versetzte sie mit Würde. „Ich erinnre mich jetzt gehört zu haben, daß mein Vater todt und mein Sohn als König in das Land gekommen ist. Aus den Niederlanden ist den Spaniern kein Glück gekommen, auch mir nicht. Ich gebe Euch aber mein königliches Wort, daß ich von den Nöthen und Drangsalen, welche die Niederländer meinem Volke bereitet, nichts gewußt habe. Deshalb dürft Ihr sie mir auch nicht zur Last legen. Ich will

sofort darauf denken, wie diesem Uebelstande schnell abgeholfen wird. Ich kenne Euch, Don Juan de Padilla, und ernenne Euch zu meinem ersten Minister. Tragt Ihr nun Sorge, daß sich bald ein geheimer Rath hier um mich versammle, mit welchem ich mich über die nöthigen Maßregeln benehmen kann."

Padilla dankte ihr ehrfurchtsvoll, und sie reichte ihm die Hand zum Kusse. Seine kühnsten Hoffnungen waren durch die klaren und verständigen Aeußerungen der Königin übertroffen, und berauscht von diesem Erfolge hatte er nichts Eiligeres zu thun, als der Junta davon Nachricht zu geben und die Häupter derselben unverzüglich nach Tordesillas zu bescheiden. Nach wenigen Tagen zogen diese hier ein, während welcher Zeit sich Padilla in mehren Unterredungen mit Donna Juana immermehr überzeugt hatte, daß sie vollkommen geistesgesund sei. Die Königin nahm die Anrede der Junta sehr gnädig auf, dankte in verständigen und wohlwollenden Worten und willigte in ihre Bitte, die Regierung des Königreichs selbst zu übernehmen. Der Jubel verbreitete sich mit dieser Kunde wie auf Windes Fittichen schnell durch das ganze Königreich, und viele Tausende strömten dem Sitze der neuen Regierung zu. Das sonst so stille Tordesillas wogte von frohen Menschenschaaren, die sich ihre frech angetasteten Rechte und Freiheiten wieder erkämpft hatten, und die Straßen hallten fort und fort wider von den Ausbrüchen ungestümer stürmischer Freude. Ein prachtvolles Turnier wurde veranstaltet, bei welchem alle Adligen, die zum Volke hielten, mit dem größten Glanze auftraten. Donna Juana ließ sich ohne Widerrede mit dem Purpur und der Krone bekleiden und wurde im Triumphe nach dem Kampfplatze geführt. Die ungeheure Volksmenge geberdete sich wie unsinnig vor Freude, und über das Antlitz der unglücklichen Königin schwebte nach einer langen Reihe von trüben Jahren das erste Lächeln.

Ihr zur Seite erblickte das Volk seinen Liebling, den Don Juan de Padilla und dessen reizende Frau, welche der Königin vor Aller Augen die Hand küßte. Dann ritt Don Juan in die Schranken, und, wie man erwartet, trug seine ritterliche Kraft und Gewandtheit den Sieg über die andern Kämpfer davon. Die Königin überreichte ihm als Preis die Insignien der Großmeisterschaft der drei großen Hausorden der Krone Kastiliens von Kalatrava, Alkantara und St. Jago, mit welchen sie selbst geschmückt war. Da durchbrach der Jubel des Volks alle Schranken. Es trug den neuen Großmeister auf den Schultern nach der Stadt zurück; es spannte die Pferde vom Wagen der Königin und zog sie zu Tausenden nach dem Schlosse. Seit lange waren nur Glieder des königlichen Hauses Großmeister dieser Orden gewesen, und die Würde brachte ihrem Besitzer königliche Einkünfte und fast königlichen Rang. Karracha hatte Recht gehabt; das Ziel war auf diesem Wege leichter und sichrer zu erreichen, und schon lag es nah vor Maria's wonnetrunkenen Blicken.

15.

Sieg der Regentschaft.

Der hohe Adel des Landes hatte den Sieg der Gemeinen über die Macht der Ausländer mit stiller Genugthuung wahrgenommen; hatte er doch selbst nicht minder unter ihrem gewaltthätigen aussaugenden Regiment gelitten, und es war den stolzen Granden deshalb sehr willkommen, daß der Kardinal-Regent im Namen der Königin Juana seiner Gewalt entsetzt wurde; er kam sehr wohlfeilen Kaufs zum Besitz der langgewünschten Freiheit. Sobald aber die Junta, nach vollständig errungenem Siege über die ver-

haßten Niederländer, vorzüglich an die Lösung ihrer zweiten Aufgabe ging, sich auch des verhaßten Adels zu entledigen und eine unbeschränkte politische Freiheit zu erringen, vereinigten sich die Herren gegen das kühne Volk, um sich ihrer Haut zu wehren. Da nun die Junta im Besitz der Königin war und behauptete, sie sei vollkommen gesund, so blieb den Grandes keine Wahl übrig, wollten sie nicht Alles verlieren, als sich auf die Seite des anerkannten Königs zu stellen. Die Vereinigung des kastilischen Adels wurde wunderbar schnell durch die Zigeunerbande bewirkt, deren Fürstin Zaroya, deren Altmutter Karracha war. Als die Letztere der Donna Maria de Padilla den erfolgreichen Rath gab, geschah es keineswegs aus aufrichtiger Ergebenheit an die hochstrebende junge Frau; Karracha wollte nur Zeit gewinnen; denn sie und ihre Bande waren dem König Karl aus mehr als einer Ursache ergeben. Zaroya's Jugendliebe zu Marx von Bübenhoven war keineswegs erloschen, und auch im Herzen des wackern Junkers glimmte die Flamme noch fort, die einst die schöne Zigeunerprinzessin darin entzündet hatte, und sie erhielt neue Nahrung, als er die Jugendgeliebte und ihre Tochter, die reizende Sonaka, die ja auch die seinige war, in Spanien wiederfand. Die Bemühungen des Junkers zur Erforschung des spanischen Bergbaus, welchen sich das Volk als von den Niederländern ausgehend, gar oft widersetzte, wurden von Zaroya und ihren Zigeunern nachdrücklich unterstützt, und ihnen allein verdankte es Bübenhoven, daß er überall zum erwünschten Ziele kam. Wo der Befehl des Königs Karl und seiner Minister verlacht und verachtet wurde, sobald ihn der Junker vorzeigte, ja ihm nicht selten persönliche Unannehmlichkeiten zuzuziehen drohete, da öffnete ihm schnell die Empfehlung der Zigeuner die versperrte Bahn. Auch hier vermochte die Zigeunerkönigin mehr als der König des Landes.

Bübenhoven benutzte nun seine Verbindung mit den Zigeunern, um durch sie die Sache des Königs zu fördern. Aber Sonaka trug ja auch für den jungen König die heißeste Liebe; für ihn hätte sie willig Alles geopfert. Und so geschah es, daß die Zigeuner als Werber und Boten des Königs in Kastilien auftraten und von einem Rittersitz zum andern eilten, um den hohen Adel zu einem festen Bunde zu vereinigen. Viele, welche schwankend gewesen waren oder schon zur Junta als der siegreichen Partei sich neigten, wurden dadurch für den König gewonnen. Dazu kam, daß Befehle und Versprechungen Karls, der bereits zum Kaiser gekrönt war, aus Deutschland anlangten, die den hohen Adel mit ihm aussöhnten und dadurch seine gesunkene Macht aufs Neue befestigten. Er ernannte nämlich den Großadmiral von Kastilien Don Fredrique Henriquez und den Großkonnetable Don Inigo de Velasco, zwei der begütertsten und mächtigsten Granden, zu Mitregenten des Kardinals Adrian, und an die Städte schrieb er einen höflichen Brief, worin er versprach, daß ferner kein Ausländer angestellt werden solle, und daß er auf das ihm von den Deputirten bewilligte freiwillige Geschenk verzichte. Den Adel forderte er nachdrücklich auf, die Empörung der Städte, falls sie sich nicht in Güte zum Ziele legten, mit bewaffneter Macht zu ersticken. Der zwanzigjährige Karl hatte die in der Praxis stets trefflich bewährte Kunst schon gut begriffen: in der Zeit der Noth dem Volke Alles zu versprechen, und wenn es mit Schmeicheleien wieder geknechtet war, nichts zu halten und ihm nur noch härteres und schwereres Joch aufzulegen.

Sogleich begannen die Rüstungen des Adels, und die schnelle Betreibung der kräftigsten Maßregeln wurde durch die rastlose Thätigkeit der Zigeuner ungemein gefördert. Es kam, wenn auch kein großes, aber ein tapfres, vom besten militärischen Geiste beseeltes, an den Krieg gewöhn=

tes und meist aus Edelleuten bestehendes Heer zusammen, und der erwählte Führer desselben, Graf Haro, der älteste Sohn des Konnetable, war ein Offizier von großer Erfahrung und vorzüglicher Geschicklichkeit.

Die Junta rüstete ebenfalls und stellte ein weit größeres Heer auf, aber es war aus Bürgern und Handwerkern zusammengesetzt, ungeübt im Gebrauch der Waffen und nicht an militärische Ordnung gewöhnt, namentlich bestand ihr geringer Haufe Reiterei aus Leuten, welchen der Kriegsdienst zu Pferde gänzlich fremd war. Als zur Wahl des Führers geschritten wurde, war Don Juan de Padilla eben durch einen Eilboten nach Toledo abgeholt worden. Seine Gemahlin war nämlich dort von einem Knaben entbunden worden und befand sich in Lebensgefahr. Don Pedro Giron, welcher nur aus persönlicher Rache gegen den König und keineswegs aus sittlicher Ueberzeugung zur Sache des Volks übergetreten war, trachtete aus Ehrgeiz nach der Anführerstelle, und da er von weit vornehmerer Geburt war als Padilla und sich verschiedener Ränke bediente, um zu seinem Zwecke zu gelangen, so wurde er wirklich zum Anführer des Heers der Junta erwählt, obgleich Padilla der Liebling des Volks, das Haupt der Junta und weit talentvoller war als Giron.

Die Folgen dieser unglücklichen Wahl zeigten sich bald genug. Giron, eifersüchtig auf Padilla's Beliebtheit beim Volke, brach mit unbesonnener Hast mit dem Heere sogleich von Tordesillas nach Rioseco auf, wo sich das Heer der Regentschaft versammelt hatte. Es gelang ihm aber keineswegs, wie er gehofft hatte, diese Stadt zu überrumpeln, und nun wandte er sich plötzlich nach Villapanda, einem dem Konnetable gehörigen Ort, welchen die Königlichen zum Depot ihrer Lebensmittel gemacht hatten. Dadurch eröffnete er diesen aber den Weg nach Tordesillas, welchen sie nicht versäumten sofort einzuschlagen. Graf

Haro führte sein Heer in der Nacht unbemerkt dorthin, nahm die Stadt am folgenden Morgen ein, welche nur von einem Haufen bewaffneter Kleriker unter Anführung des Bischofs von Zamora — obgleich tapfer genug — vertheidigt wurde und bemächtigte sich der Person der Königin Juana. Da zeigte sich denn gleich, daß es mit der von der Junta gerühmten Geistesgesundheit derselben übel genug bestellt war. Die unglückliche hohe Frau war ganz wieder von ihrem alten Tiefsinn befallen, und die Junta hatte sie nicht vermögen können, auch nur einen einzigen Regierungsakt zu vollziehen. Sie hatte sich also gemüßigt gesehen, den Zustand der Königin so geheim als möglich zu halten und in ihrem Namen zu regieren. Nun kam die Lüge an den Tag, und da Haro alle Abzeichen der königlichen Würde, vorzüglich das königliche Siegel, in die Hand bekam, so erhielt die Junta dadurch einen tödtlichen Schlag. Die Unzufriedenheit mit dem ungeschickten Führer in ihrem Heere nahm überhand, sie selbst ward dadurch mehr und mehr entmuthigt, und die Sache des Volks war schon so gut wie verloren.

Zwar gelang es Padilla, welcher nun, nachdem Giron eiligst seine Heerführerstelle niedergelegt und sich auf seine Güter zurückgezogen hatte, an die Spitze des Heers trat, den gesunkenen Muth desselben wieder anzufachen, aber es fehlte an Geld, um den Krieg gegen die Regentschaft mit Nachdruck führen zu können, und der Verlust der Königin war nicht zu verschmerzen. Jetzt aber, in dieser Noth zeigte sich Marias großer Geist in seiner Glorie. Die glänzenden Weissagungen, die ihr gemacht worden, stählten ihre Kraft; die heimlichen Unterredungen mit Inese schnellten sie empor. Während alle Glieder der Junta den Verlust der Königin betrauerten, jubelte sie im Stillen darüber; denn nun war ja auch diese Scheinautorität beseitigt, Giron gestürzt, und sie durfte sich der

sichern Hoffnung hingeben, daß Padilla nach dem ersten bedeutenden Siege über das Heer der Regentschaft vom Volke zum König erhoben werden würde. Auf der Seite des Volks war ja die gerechte Sache; es kämpfte für seine Freiheit; sie und ihr Gatte feuerten es an, sie waren die vergötterten Häupter desselben; wie hätte sie Zweifel hegen können, daß ihr Plan gelingen würde? Auch den Mangel an Geldmitteln rasch abzuhelfen, faßte sie einen kühnen und außerordentlichen Entschluß, zu welchem freilich Inese den ersten Gedanken in ihre empfängliche Seele warf.

Eines Tags sah das Volk von Toledo die junge Herrin, der es eine ans Unglaubliche grenzende Verehrung weihete, mit ihrem großen Gefolge, alle in tiefer Trauerkleidung in feierlicher Prozession nach der prächtigen Domkirche ziehen. Sie trug ihren Säugling an der Brust. Das Volk strömte in großer Menge zusammen. Am Dome angelangt, wandte sie sich zu dem ihr zujubelnden Menschenhaufen, bat um Stille und erklärte in einer feurigen Rede: Außerordentliche Fälle erheischten außerordentliche Maßregeln; der Sieg der gerechten Sache des Volks sei durch Geldmangel fast zweifelhaft; der König und seine Minister hätten mit räuberischer Hand das Land geplündert und es schier von allem baaren Gelde entblößt. Handel und Gewerbe lägen danieder; die Noth steige von Tag zu Tag. Der Adel habe sich verbunden, das Volk wieder in das alte unerträgliche Joch zurückzuzwingen. Es gälte jetzt alle Mittel aufzubieten, um den Kampf des Volks für seine heiligen Rechte, so rasch als möglich, zum siegreichen Ende zu führen. Da nun bei den Menschen jetzt unmöglich Hülfe zu finden sei, so müsse man sie bei Gott und den Heiligen suchen; denn Gott und die Heiligen seien auf Seite der gerechten Sache. Bei ihnen wolle sie jetzt eine Anleihe machen zur Führung des heiligen Kriegs. Die Domkirche sei reich an Schätzen, die

man in dieser äußersten Noth zur Förderung der Sache Gottes und des Volkes benutzen müsse. Weil sie aber zu dieser traurigen Nothwendigkeit gezwungen sei, habe sie mit ihren Leuten Trauer angelegt und ersuche alles Volk, sich mit ihr vor Gott und den Heiligen zu demüthigen und sie wegen dieses Nothschrittes um Verzeihung zu bitten.

Das Volk gab ihr laut seine Zustimmung zu erkennen und strömte ihr nach in die Kirche. Die Geistlichen wagten nicht sich einer solchen Macht zu widersetzen. Maria warf sich vor dem Hauptaltar nieder, schlug sich weinend an die Brust und rief in einem glühenden lautgesprochenen Gebet Gott und die Heiligen an, dem Volke zu helfen und ihr zu verzeihen, daß sie das Kirchengut als die erbetene Hülfe betrachte und verwende. Dann nahm sie alle kostbaren heiligen Gefäße aus den Schreinen und zog damit in die Münze, um sie in Geld verwandeln zu lassen. Dadurch verschaffte sie der Junta bedeutende Mittel und zog sie aus der Verlegenheit.

Die Regentschaft, durch diesen außerordentlichen Schritt belehrt, daß die Junta das Aeußerste anzuwenden bereit sei, wurde bedenklich und beschloß den Weg der Güte zu versuchen, und sie war um so eher zu einem Vergleich geneigt, als auch ihr die Geldmittel aus denselben Ursachen zur Führung des Bürgerkriegs fehlten, und sie bereits die Juwelen der Königin und das Silbergeschirr des Adels hatte versetzen und eine Anleihe beim Könige von Portugal machen müssen. Sie stellte der Junta die annehmbarsten Bedingungen zum Frieden; sie verbürgte sich, daß allen gerechten Beschwerden des Volks auf das Gründlichste abgeholfen würde, ja die meisten Adeligen machten sich der Junta durch einen Eidschwur verbindlich, falls der König, verhetzt von bösen Rathgebern, seine Einwilligung zu ihren Versprechungen versagen werde,

sogleich gemeinschaftliche Sache mit dem Volke gegen den König zu machen. Aber obgleich sie dadurch einige Städte gewannen und von der Junta abzogen, so arbeitete Maria doch der Vereinigung, die mit einem Male ihre ehrgeizigen Pläne vernichtet haben würde, so nachdrücklich entgegen, daß die Junta alle Friedensvorschläge hartnäckig verwarf. Die kühne Frau wußte so geschickt die Wuth des Volks gegen den Adel zu steigern, daß es zum Beschluß kam, diesem alle Güter, die er von der Krone erworben, zu entreißen und sie wieder mit jener zu vereinigen. Dieser Beschluß würde ein greller Widerspruch mit ihrem frühern Kampfe gegen den König gewesen sein, wenn er der Bereicherung des Kaiser Karl gegolten hätte. Aber die Häupter der Junta wußten bereits, welchem König sie durch diese Güter des Adels eine gewaltige Grundlage an Reichthum zuführen wollten, obgleich sein Name in den Volksversammlungen noch nicht ausgesprochem wurde.

Juan de Padilla siegte in einigen kleinen Treffen über Heeresabtheilungen der Regentschaft und wurde, so wie die ganze Junta, dadurch von der festesten Zuversicht auf den vollständigen Sieg des Volkes erfüllt. Ja, es gelang sogar Padilla, die feste Stadt Torrelobaton, welche die Königlichen besetzt hielten, zu erstürmen und sie der Plünderung seiner Soldaten preiszugeben. Aber dieser glänzende Sieg machte die Junta übermüthig, die Genüsse, welche die Soldaten aus der Beute sich bereiteten, wirkten erschlaffend auf sie, und statt schnell nach Tordesillas zu eilen und diese Stadt dem bestürzten Adel wieder zu entreißen, überließen sie sich der Schwelgerei und Ruhe. Padilla, von seiner Frau endlich über ihre geheimen Pläne unterrichtet und dafür gewonnen, hatte natürlich kein Verlangen, sich wieder in Besitz der Königin zu setzen; sie konnte ja seinem Zwecke nur hinderlich sein. Er erging sich mit seinen Getreuen in den kühnen Plänen, die von

seiner Frau ausgegangen waren, und schmeichelte dem Heere, indem er die Schwelgereien desselben förderte. Dadurch gewann der Adel Zeit, sich von seiner Bestürzung zu erholen und seine Macht zu sammeln. Mit dieser rückten der Konnetable und sein Sohn auf Torrelobaton zu. Padilla sah sich zu schwach, um diesem Heere auf die Dauer Widerstand zu leisten und brach daher auf, um sich in die Stadt Toro zu werfen. Wäre ihm dies gelungen, so würde er höchst wahrscheinlich in wenigen Tagen schon zum Könige ausgerufen worden sein; denn schon waren alle geheimen Anstalten dazu getroffen, und die Kunde, daß ein französisches Heer in Navarra eingefallen sei, um dieses Königreich zu erobern, wirkte so niederschmetternd auf den verbündeten kastilischen Adel und so erhebend auf das Volk, daß die Krone gleichsam schon über Padillas Haupt schwebte. Aber auch Graf Haro war durch die Zigeuner von Padillas kühnem Streben unterrichtet; auch er begriff die große Wichtigkeit dieses Moments, und setzte mit seiner guten Reiterei Padilla's Heer nach. Der eilige Rückzug desselben sah einer Flucht ähnlich; es war bereits ermattet und zog eben in der Nähe von Villabar über einen frisch gepflügten Acker, welcher vom Regen der vorhergehenden Tage so durchweicht war, daß die Soldaten kaum darauf fortzukommen vermochten. Auf diese Weise waren sie dem vom Feuer einiger Kanonen gut unterstützten Angriff der Feinde ganz bloßgestellt und ergriffen, von einem panischen Schrecken erfaßt, so eilig die Flucht, daß Padilla trotz der tapfersten Gegenwehr gefangen genommen ward. Mit ihm geriethen noch Don Juan Bravo, der Anführer der Segovier, und Don Francesco Maldonado, der der Truppen von Salamanka, in Gefangenschaft. Der Jubel über Padilla's Fang war unter den Adeligen groß, und weil sie die hohe Wichtigkeit desselben wohl zu schätzen wußten, so beeilten

sie sich mit unerhörter Hast, das Opfer unschädlich zu machen. Sie fürchteten, daß Donna Maria Alles aufbieten werde, ihren Gemahl zu befreien. Deshalb ward der unglückliche Liebling und Feldherr des Volks, mit seinen beiden Leidensgefährten, schon am folgenden Tage, ohne gerichtliche Untersuchung und Urtheilsspruch zum Tode geführt. Es wurde ihm nur so viel Zeit vergönnt, um einen Abschiedsbrief an seine Gemahlin und einen andern an die Stadt Toledo zu schreiben, dann ging er mit Fassung und Ruhe dem Schwerte entgegen, welches sein edel gestaltetes Haupt vom Rumpfe trennte. Gleiches Schicksal traf seine beiden Gefährten.

Mit Padilla's Tod war der Junta die Spitze abgebrochen. Das Volk verlor Muth und Thatkraft; eine Stadt um die andre unterwarf sich dem siegreichen Heere der Regentschaft. Die gerechte Sache des gemeinen Mannes unterlag, und nur aus Klugheit trat der siegreiche Adel das besiegte Volk nicht gänzlich nieder. Die Kraft des letztern war aber gebrochen und erhob sich nicht wieder zu freier Thätigkeit. Seiner Rechte wurde es allmälig beraubt, der gewaltigste Despotismus schlug in Spanien seinen Thron auf und vernichtete den edeln Volksgeist auf Jahrhunderte.

16.

Rache und Verzweiflung.

Ganz Kastilien war unter die Herrschaft der drei königlichen Regenten zurückgebracht, Toledo allein widerstand ihren Versprechungen. Es war der muthige und gewaltige Geist eines Weibes, welcher die Bewohner dieser volkreichen Stadt zu so beharrlichem Widerstande anfeuerte,

es war die gewaltige Herrschaft Maria's de Padilla, die, einem Zauber gleich, die bewaffneten Bürger ihren ihnen an Zahl weit überlegenen Feinden schier unbegreiflichen Trotz bieten ließ. Es war nicht mehr der großartige Ehrgeiz, es war jetzt die großartige Rache, welche die seltene Frau durchflammte; denn in Allem, was dieses Weib dachte, fühlte und that, war sie groß und ungewöhnlich. Die sich nicht für zu gering geachtet hatte, nach der Königskrone zu streben, wollte wenigstens ihren Feinden Achtung abnöthigen und dem gefallenen Manne ihrer Liebe so viel als möglich Racheopfer schlachten. Und mit der wildesten Begeisterung hing das Volk von Toledo an seiner Heldin; alle Liebe und Verehrung, die es für ihren Gemahl gehegt, trug es auf sie über, und das Mitleid mit ihrem Unglück steigerte das Gefühl für sie zum Fanatismus. Aber Maria rechtfertigte auch das Vertrauen des Volkes glänzend. Mit Klugheit wußte sie einen großen Theil der Zigeuner, die dem Feinde gedient hatten, für ihre Sache zu gewinnen, und sie flogen als ihre Boten von Stadt zu Stadt, von Land zu Land, und trugen ihre Briefe, um das Volk überall zu neuem Widerstand, zu wiederholter kräftiger Erhebung anzufeuern. Ueberall versuchte sie die gesunkene Hoffnung wieder zu beleben und den Geist des Volks zu heben und zu stärken. Mit den Anführern des französischen Heers in Navarra stand sie durch die schlauen und gewandten Zigeuner in ununterbrochener Verbindung, und die Truppen der Regenten waren mit den Franzosen stets so sehr beschäftigt, daß sie auch nicht die kleinste Macht auf Toledo verwenden konnten. Dadurch gewann Maria Zeit sich immer mehr zu verstärken. Den reichen Kirchen und Klöstern preßte sie im Einverständniß mit dem Volke die Schätze ab und mit diesen warb sie ein Heer, das von Tag zu Tag an materieller und moralischer Stärke zunahm. Statt der Fahnen gab sie diesem Heere große Crucifixe, gleichsam als

ob es einen Kreuzzug gegen die Ungläubigen gälte. Und wirklich erfüllte sie das Heer durch ihre begeisterten Reden mit einem so fanatischen Haß, daß Alle meinten, es wäre Gottes Sache, für die sie zu fechten sich anschickten. Fast täglich durchzog sie die Straßen der Stadt in Trauerkleidern und in Waffen auf hohem Rosse, eine schöne zürnende Amazone, und mit sich führte sie ihren Sohn auf einem Maulthiere und ließ vor ihm eine große Standarte tragen, auf welche die Todesart seines Vaters gemalt war. Ueberall redete sie das ihr zujubelnde Volk an und rief es zur Rache auf. Dadurch stachelte sie die Leidenschaften fort und fort auf und erhielt die Gemüther in steter Bewegung. Einen Hauptgrund ihres fanatischen Eifers gegen König Karl gab die Erhebung des jungen Niederländers Wilhelms von Croy zum Erzbischof von Toledo ab, und die von ihr beraubte und dadurch im Stillen auf sie erbitterte Klerisei stimmte ihr in diesem Punkte vollkommen bei. Das entflammte Volk war gleichsam blind gegen alle Gefahren, die ihm droheten; es hoffte sogar die königlichen Truppen, sobald sie heranrücken würden, zu schlagen und ganz Kastilien wieder zum Aufstand zu bringen.

Keine Versprechungen der Regenten vermochten es zum Abfall von Donna Maria zu bringen, und alle Vorstellungen und blendenden Zusagen ihres Bruders, des Marquese von Modeiar, konnten die Heldin nicht bewegen, ihr gefährliches Spiel aufzugeben.

Als nun endlich die Franzosen vom königlichen Heere aus Navarra vertrieben waren, kam eine starke Abtheilung dieses Heeres nach Kastilien und belagerte Toledo. Aber Maria und ihr Heer bewährten ihren Muth durch die That. In schnell auf einander folgenden Ausfällen und Gefechten schlug sie die Königlichen so gänzlich, daß sie an keinen Widerstand mehr denken konnten. In diesen Schlachten flog sie auf ihrem Rosse durch alle Glieder ihres Heers und feuerte

alle mit den Worten ihrer hinreißenden Begeisterung an. Den errungenen Sieg verkündete sie als einen Sieg Gottes und versammelte das Volk zur Feier desselben in der Kathedrale. Zuletzt erschien sie dem Volke als ein mit übernatürlichen Kräften ausgestattetes Wesen. Es war allmälig verrathen worden, daß Aya eine Maurin und in die tiefsten Geheimnisse der Zauberei eingeweiht sei. Man erzählte sich, daß sie im Bunde mit mächtigen Geistern stehe und dadurch der Donna Maria zu so glänzenden und außerordentlichen Erfolgen verhelfe. Und da man Aya fast immer um die Person der Heldin sah, so fanden diese Gerüchte beim wundergläubigen Volke schnellen Eingang. Man behauptete, die geheimnißvolle Fremde auf dem Alkazar, die sich so streng dort eingeschlossen hielt, und zu der Donna Maria und Aya einzeln und zusammen so oft gingen, sei ein höllisches Wesen, von welchem sich beide Raths erholten. Dies nun war der Punkt, an welchem die Regenten und der Adel, welche mit Waffengewalt nichts gegen die tapfre Witwe auszurichten vermochten, die Kette befestigten, welche die Heldin endlich zu Boden reißen sollte. Sie wandten sich mit Glück an die beraubte Geistlichkeit in Toledo, und diese untergrub allmälig Maria's Ansehen beim Volk durch die Behauptung, daß die gepriesene Frau durch die Maurin und die Höllenbraut auf dem Alkazar in den Dienst des Teufels gerathen sei. Sobald Maria von diesen pfäffischen Bemühungen erfuhr, ersuchte sie die Freundin auf der Citadelle und deren Dienerin Toledo zu verlassen. Donna Inese hatte ihre Abreise schon seit einiger Zeit vorbereitet; denn der finstere Racheplan, den sie mit Aya geschmiedet, war zur Ausführung gereift. Auch ohne Maria's Wunsch war Inese's Bleiben nicht mehr in Toledo. In einer dunkeln Oktobernacht schieden sie. Lange lagen sie sich in den Armen. Inese blieb finster und verschlossen; Maria tief bewegt. Was war aus den kühnen und groß=

artigen Plänen dieser beiden hochbegabten Frauen geworden! Sie verhehlten sich ihre Lage nicht. Inese hatte mit dem Leben abgeschlossen und gab sich der schweigenden Trostlosigkeit hin; Maria war entschlossen bis ans Ende zu kämpfen; sie hatte wenigstens das Vertrauen auf sich selbst aus dem verheerenden Sturme gerettet; Inese hatte es verloren.

Die Entfernung der zauberischen Maurin und des bösen Geistes half Maria nichts mehr. Die Klerisei fuhr fort das Volk mit immer größerm Eifer gegen sie einzunehmen, und dies geschah mit um so mehr Erfolg, als die Nachricht einlief, daß der junge Erzbischof in den Niederlanden, in Folge eines Sturzes vom Pferde, gestorben war. Bald darauf wurde auch der Tod des Herrn von Chievres in Kastilien bekannt; der Verführer des Königs war nicht mehr! — So kam es schon nach wenig Wochen in Toledo zu einem Auflauf. Das zusammengerottete Volk schalt nun eben so wüthend auf die Heldin, wie es sie erst vergöttert hatte, vertrieb ihre Soldaten aus der Stadt und übergab diese dem königlichen Feldherrn. Maria rettete sich mit ihren Getreuen in den Alkazar. Mit staunenswerther Tapferkeit vertheidigte sie sich hier noch vier ganze Monate gegen die Angriffe der Königlichen, bis sie endlich aus Mangel an Lebensmitteln aufs Aeußerste getrieben, am 20. Februar 1522 als Bäuerin verkleidet, mit ihrem Sohne in der Nacht durch Hülfe einiger Freunde in der Stadt glücklich entkam und sich nach Portugal zu Verwandten rettete.

Gleichzeitig mit dem Aufstand der Junta in Kastilien, tobte der des Germanats in Valencia, hier aber hatte er einen noch wildern und bösartigern Charakter. Der Unterkönig war verjagt und nach ihm fast alle königlichen Beamten; die siegreichen Handwerker wußten nicht Maß zu

halten und überließen sich allen Ausschweifungen. Der Kaiser verbot endlich Getreide aus Sicilien und Sardinien nach Valencia zu führen, wodurch die Germanaten in eine Hungersnoth gestürzt wurden. Die aufs Aeußerste geängstigten vornehmen Bewohner des Königreichs schrien den Statthalter von Katalonien um Hülfe an, und er führte ein Heer herbei, dem sich Truppen aus mehren treugesinnten Städten in Valencia und Murcia anschlossen. Dadurch wurden die Germanaten in die Enge getrieben, ihr Heer geschlagen und gänzlich aufgerieben und sie selbst genöthigt, sich auf Gnade und Ungnade zu übergeben.

Um diese Zeit war es, als der Markgraf Johann von Brandenburg einen Boten mit einem Briefe vom Anführer des siegreichen kaiserlichen Heeres erhielt, worin er aufgefordert wurde, sich mit seiner Gemahlin schleunigst nach Valencia zu begeben, da ihm nach des Kaisers Befehl die Stelle als Vicekönig eingeräumt werden solle. So unwahrscheinlich es auch war, daß der Kaiser jetzt, wo ihm Alles daran liegen mußte, das Vertrauen des Volks überall wieder zu gewinnen, hier abermals einen der wichtigsten Posten einem Ausländer übergeben würde, gegen welchen sich der Haß des Volks so unzweideutig ausgesprochen, so glaubten Johann und Germaine doch daran. Ehrgeiz und Rachegefühl verleiteten sie blind in die Falle zu gehen, welche ihnen der falsche Einladungsbrief stellte. Beide hatten bisher auf ihrem Schlosse in tiefer, ihnen aufgezwungener Zurückgezogenheit gelebt. Der Adel zog sich von ihnen zurück, das Volk verhöhnte sie. Der Markgraf durfte sich in keiner Stadt sehen lassen; der Adel behandelte ihn mit demüthigender Kälte, das Volk verfolgte ihn mit Schmähreden, und bei der aufgeregten Stimmung konnte ihm Niemand für seine persönliche Sicherheit bürgen. Dadurch wurde das lebenslustige fürstliche Ehepaar in eine gelangweilte und verdrießliche Stellung gedrängt.

Was halfen ihnen ihre königlichen Einnahmen; sie mußten wie Einsiedler leben. Der an ein wechselvolles, vergnügliches und abenteuerndes Leben gewöhnte Fürst sehnte sich nach Veränderung. Der Rausch in Germaines Armen war verflogen, und da er einer tiefen und reinen Seelenliebe nicht fähig war, so verlangte ihn nach andern Genüssen. Seine Phantasie beschäftigte sich mehr und mehr wieder mit Inese, und der Wunsch stieg in ihm auf, er möchte wieder mit ihr zusammentreffen. Er ahnete nicht, daß dieser frevelhafte Wunsch ihm zur fürchterlichsten Wirklichkeit werden sollte.

Der Einladungsbrief kam also dem gelangweilten Fürstenpaar sehr gelegen; sie entwarfen Pläne, wie sie sich, auf die sieghafte kaiserliche Macht gestützt, für die erlittenen Unbilden empfindlich rächen wollten. Mit zahlreichem Gefolge reisten sie ab. Ihr Weg führte sie durch die Gebirgszüge, aus welchen die südlichen Seitenflüsse des Ebro hervorgehen. Es fiel ihnen nicht auf, daß sie oft von Zigeunern umschwärmt wurden; denn Zigeuner fand man überall in ganz Spanien. Nahe an der Grenze zwischen Aragonien und Valencia mußten die hohen Reisenden ihr Nachtlager in einem hochgelegenen Gebirgsorte nehmen. Es war noch über eine Stunde bis zur Nacht, aber die Königin war von der Reise ermüdet, und der Weg bis zum nächsten Orte weit und schlecht. Der Markgraf benutzte die Tageszeit, um seiner Jagdleidenschaft zu genügen, wozu die bergige und waldige Gegend ihm die günstigste Gelegenheit bot. Von einem Diener begleitet, war er noch nicht weit in einem Thale vorgeschritten, als er sich zu seiner angenehmen Ueberraschung von einigen reizenden Zigeunermädchen angehalten sah, die ihm ihre Dienste als Prophetinnen anboten. Gern ließ er sich mit ihnen in eine schäkernde Unterhaltung ein, und als sie ihn endlich mit anmuthigen Zephyrschritten umtanzten und ihm

Küsse zuwarfen, war er von aufglühender Sinnenlust wie bezaubert.

„Wo wohnt ihr, süße Kinder?" fragte der bethörte Fürst. „Ich habe Lust, statt auf die Jagd zu gehen, ein Stündchen bei Euch zuzubringen und einen Becher mit Euch zu leeren."

„Dort in jenem Hause am Berge können wir eine Stunde rasten, wenn es Euch beliebt, Monsenjor," versetzten sie. „Ihr findet dort eine schöne Donna, die von Liebespein zu Euch gequält, Euch nachgereist ist und diese Nacht in jenem Hause weilen wird. Sie läßt Euch ersuchen, bei ihr einzusprechen und will mit Vergnügen alle Euere Wünsche erfüllen."

Der Markgraf sah sich nach dem niedrigen ohnfern am Berghange gelegenen Hause um und fragte dann nach dem Namen der Herrin. Die Mädchen versicherten, ihren Namen nicht zu kennen; sie sei aber schön und stolz wie wenig Frauen und sterbe fast vor Liebe zu ihm. Die geschmeichelte Eitelkeit des Markgrafen trieb ihn sogleich dem Hause zu. Das verkörperte Bild seiner heißen Sinnenträume der letzten Zeit trat ihm dort zu seinem entzückten Staunen lieblich und lockend, lächelnd und verführerisch reizend geschmückt entgegen, Inese de Cardona, welche durch die Künste der Toilette den Schein von Jugendfrische in ihre Züge gebannt hatte. Kaum traute er seinen Augen, und eine Minute lang starrte er sie sprachlos an.

„Ich bin's, mein Johann!" rief sie zärtlich. „Es ist deine liebesieche Inese, die nicht länger ohne deine Küsse leben kann. Mein Trotz ist besiegt, ich werfe mich liebeflehend an deine Brust."

Und die schönere That folgte unmittelbar den schönen Worten.

„Und du willst wieder ganz mein sein, herrlichstes aller Weiber?“ rief der Fürst wonnetrunken.

„Ganz dein wie sonst. All mein Groll ist verschwunden vor der Liebe zu dir, die mich ganz bezaubert hat, so daß ich dir nachgelaufen bin, wie du siehst. Kann ich dir einen schönern, für dich schmeichelhaftern Beweis von deiner unwiderstehlichen Macht über mich geben?“

Der Markgraf überließ sich dem Entzücken, welches ihm diese Worte bereiteten; er überglühte den süßen Mund, der sich ihm so verlangend entgegenbot, mit feurigen Küssen.

„Willst du mir diese Nacht schenken, göttliches Mädchen?“

„Ich flehe dich darum, sie mir zu schenken, mein Johann.“

„Das soll wieder eine selige Nacht werden.“

„Eine s e l i g e Nacht!“ sagte sie mit scharfer Betonung.

„Ich reiße mich jetzt los von dir, um die Königin zu täuschen in Bezug auf diese Nacht und einige Vorkehrungen zu treffen. Ich bringe einen herrlichen Malaga mit, feurig wie unsre Liebe. Mit ihm wollen wir unsre Wiedervereinigung feiern.“

„Das wollen wir jetzt gleich, mein Geliebter. Auch ich führe einen köstlichen Wein bei mir. Aya, reiche uns Becher und eine Flasche goldnen Xeres.“

Die Dienerin trat ein und brachte das Verlangte.

„Sieh, mein Johann, wie ich deinen Mundbecher, den du so oft bei mir geleert, in Ehren gehalten! Ich führe ihn stets mit mir. Heute sollst du wieder daraus trinken und dich für diese Nacht selig trinken.“

„Göttliches Weib, und dich konnte ich verlassen!“

Der Wein perlte in den Bechern; sie stießen an; er rief: „Auf neuen seligen Liebesgenuß!“ Sie: „Auf die nahe selige Nacht!“

Er leerte den Becher bis auf den Grund. Dann

wollte er sie küssen. „Jetzt keinen Kuß mehr,“ sprach sie abwehrend. „Alles verspart auf die Nacht!“ Und er ging.

Sobald er hinaus war, riß Inese den Schmuck von sich, und ihre Züge nahmen wieder den starren grausigen Ausdruck eines Medusenhauptes an.

„Mein letztes Werk ist vollbracht!“ sagte sie dumpf zu Aya. „Dank deiner Kunst, meine treue Magd! Ich bin gerächt an dem gleißnerischen Bösewicht, und auch sein Vater ist es. Reinige den Becher; er hat seine Schuldigkeit gethan. Ich schenke ihn dir. — Laß die Maulthiere vorführen. In einer Stunde müssen wir über die Berge sein. Du ziehst nach Granada und gibst dort diesen Brief ab. Ich habe eine andre Reise vor. Wenn ich dich brauche, werde ich es dir wissen lassen.“

Eh' die Nacht auf die Berge sank, waren die Zigeuner aus dem Thal verschwunden; mit ihnen Inese und Aya. In der Herberge des königlichen Paars rang aber Markgraf Johann von Brandenburg mit dem Tode. Verzweiflungsvoll saß Germaine an seinem Schmerzenslager. Endlich preßte ihm die Todesangst das Geständniß ab: „Ich bin vergiftet von Inese de Cardona.“

Die Königin begriff aus diesen Worten Alles. Sie wurde ruhig. Nach einer Stunde fürchterlichster Qual war der leichtsinnige Fürst eine Leiche. Germaine vergoß keine Thräne; sie hatte die Ueberzeugung, daß ein gerechtes Strafgericht hier gewaltet habe.

Zwei Tage später wieder am Abend kniete Inese auf dem Grabe Maria's von Isselstein und betete lange. Sie hatte am Tage einige Stunden in dem einsamen Landhause zugebracht, das jetzt von einer Bauernfamilie bewohnt war. Sie verbrannte mehre Papiere und schenkte der Bäuerin all ihre Habe, nebst dem Maulthier, auf welchem sie gekommen war. Dann ging sie hinaus zu

dem Doppelgrabe. Ihr Leben ging an ihrem düstern Geiste noch einmal vorüber. Sie schauderte, daß der Sidi Alnayar recht gehabt: den Mauren hatte die sittliche Kraft gefehlt, die Wirren in Spanien zu benutzen und das Joch abzuwerfen. Es war bei einigen unbedeutenden Aufständen geblieben, und diese hatte Chair-Eddin Barbarossa hervorgerufen. Ueberall hatte ein tüchtiger Anführer gefehlt; nirgend war eine wahre Begeisterung für Religion und Freiheit aufgeflammt; und deshalb waren die maurischen Rebellen leicht bezwungen und das Volk nur in ein noch härteres Joch gelegt worden.

„Weh mir! Ich habe vergebens gelebt!" seufzte die Unglückliche tief und verzweifelt. „Aber gerächt hab' ich meine Schmach!"

Sie küßte die heilige Erde des Grabes und ging über die waldige Anhöhe der Meeresbucht zu. Der Vollmond stieg blutroth aus den Wellen empor und warf ein zweifelhaftes Licht auf ihren einsamen Pfad. Zuweilen hielt sie an, um auszuruhen; es schien ihr an Kraft zu gebrechen. Vom Licht des allmälig fahl gewordnen Monds überglänzt, wurden ihre todtbleichen Züge geisterhaft. Endlich langte sie auf der Höhe der die Bucht umgürtenden Felsen an. Sie suchte und fand den steilen Pfad hinab, aber ihre Knie wankten. Jetzt blitzte das stille Wasser der Bucht zu ihren Füßen. Sie warf sich auf die Knie und rief Allah, den Gott ihrer Väter, mit lauter Stimme an, sie in seinen Schoß aufzunehmen. Noch schwebte das letzte Wort auf ihren Lippen, als sie sich von dem Felsenvorsprung in die Tiefe hinabstürzte. Die Wellen schlugen über ihr zusammen. In demselben Augenblick schoß ein bemanntes Boot hinter dem Felsen hervor, auf die Stelle zu, wo sie versunken war.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.